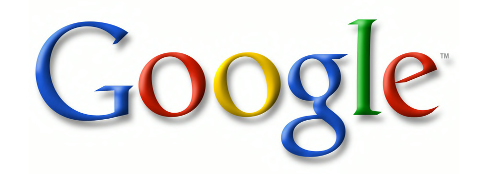
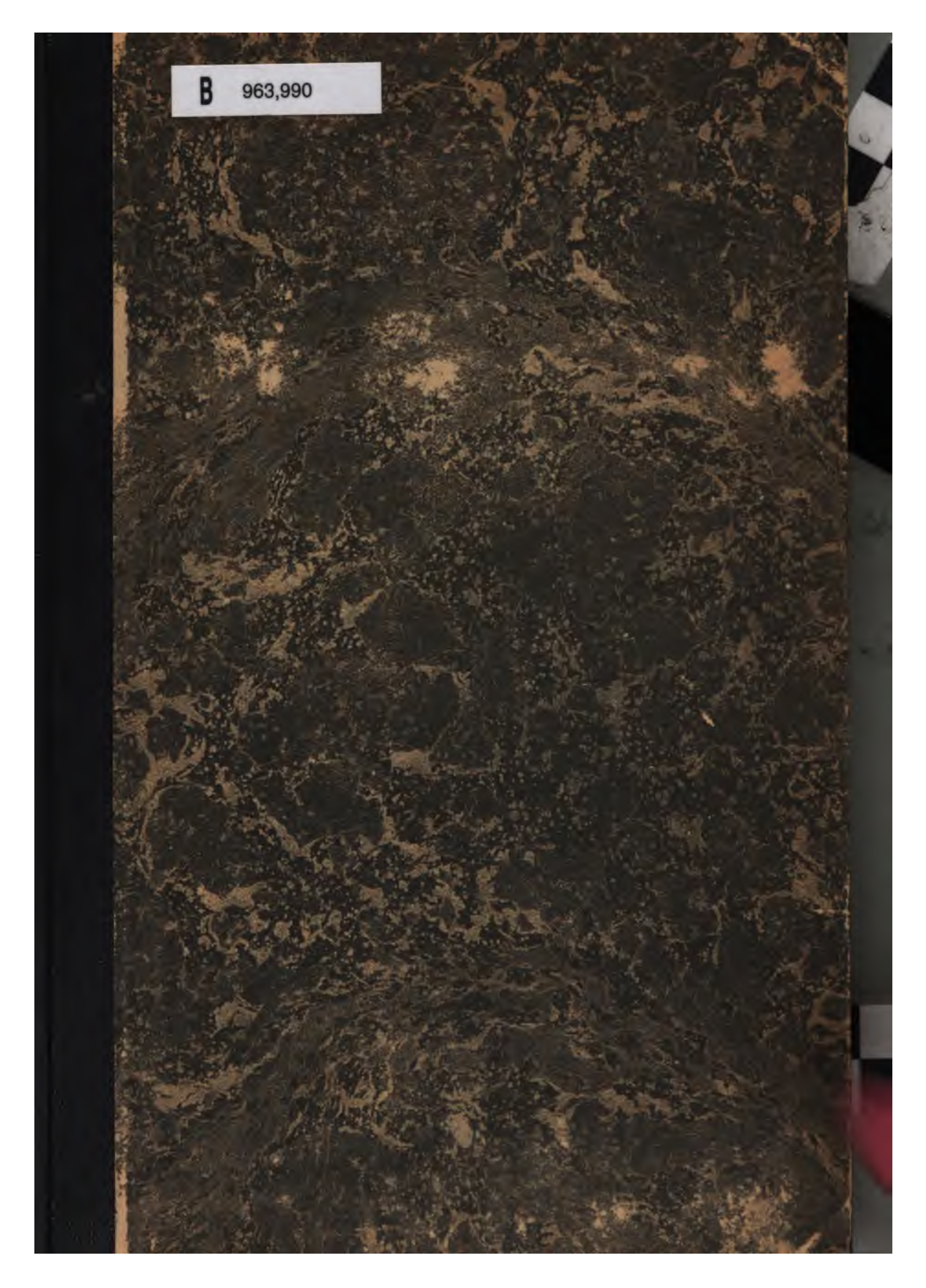








Freundesgaben

für

Carl August Hugo Burkhardt

zum siebenzigsten Geburtstag

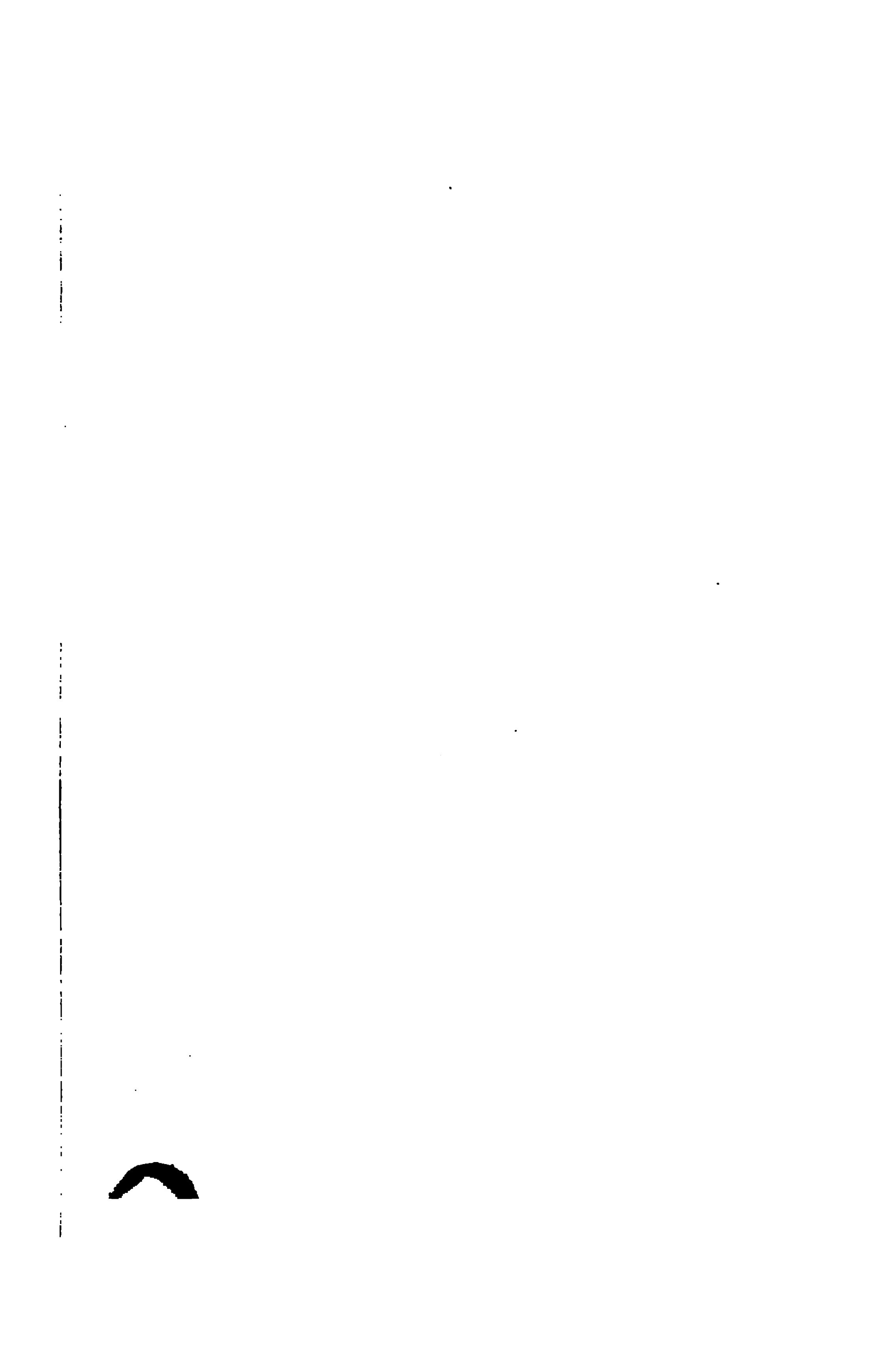
— 6. Juli 1900 —

von

P. v. Bojanowski. O. Francke. K. Kehrbach.
F. Sandvoß. A. Sauer. E. Schmidt. C. Schüddekopf.
B. Seuffert. J. Trefftz. H. Weber.
G. Weisstein. R. M. Werner.

Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger
1900.

Inhalt.



I.

Aus dem Archiv der Großherzoglichen Bibliothek.

Ein Brief Goethes über Oken.

Von

Paul von Bojanowski.

Archiv und Bibliothek in Weimar haben, wie sie wissenschaftlich eng verbunden sind, auch viele Jahrzehnte hindurch unter einem Dache gehaust. Zunächst in der Wilhelmsburg, dem fürstlichen Residenzschlosse, in dem Wilhelm Ernst 1701 der Bibliothek die erste Stätte bereitet hatte und wohin auch die Archive, die 1654 das Schloß verlassen hatten, 1704 theilweise wieder zurückkehrten. Später erfolgte unter Anna Amalia 1760—66 die Übersiedelung der Bibliothek in das „Französische Schlößchen", woselbst ein Theil des Archivs sich befand, während ein anderer 1773 nachfolgte. Die Bibliothek nahm die oberen Stockwerke, das Archiv richtete sich das Erdgeschoß und das anstoßende Thürmchen ein; von dem daneben gelegenen Thurm der ehemaligen Stadtmauer hatte es ebenfalls längst Besitz genommen, da dort das Kammerarchiv untergebracht worden war, bis dieser Thurm vom Großherzog Carl August für seine Militärbibliothek mit Beschlag belegt ward, und 1825 seine Vereinigung mit dem Französischen Schlößchen für Zwecke der Bibliothek überhaupt durch den jetzt bestehenden Anbau erfolgte. Erst 1884 schied das Archiv aus diesem „Schlößchen", das nunmehr ganz der Bibliothek dienstbar gemacht wurde, während das Archiv ein eignes stattliches Heim am Alexander-Platze bezog. Löste sich das Mitbewohner-Verhältniß, so trat dafür ein gut nachbarschaftliches an seine Stelle.

Beide Anstalten haben jede für sich ihre bewegte Geschichte, aber beide haben stets in den besten Beziehungen zu einander gestanden. In den Akten der Bibliothek habe ich nichts gefunden, was auf einen Konflikt zwischen ihnen hindeutete, wohl aber manche Beweise dafür, daß öfters in schönster Eintracht der beiderseitige Besitzstand durch gegenseitigen Austausch berichtigt und ergänzt worden ist. So dürfen wir als ein werthvolles, sorglich gepflegtes Erbtheil auch die freundschaftlichen Beziehungen ansehen, die zwischen dem seit 1858 angestellten Vorsteher des Archivs und den verschiedenen Leitern der Bibliothek in diesem Zeitraum bestanden haben und bestehen. Vergangenheit und Gegenwart lassen es daher als berechtigt erscheinen, wenn im Festzuge anläßlich des 70. Geburtstages des Geh. Hofraths Dr. C. A. Burkhardt die Bibliothek voranschreitet, um der älteren Schwester zu dem Ehrentage des Leiters ihre Glückwünsche darzubringen, und deshalb ich als der erste, nicht als der Berufenste in erlesenem Kreise, dem hochverehrten Kollegen eine Spende widme, eine Erinnerung aus der Zeit vor 100 Jahren, in der Archiv und Bibliothek noch Hausgenossen im Französischen Schlößchen waren.

Das nachstehende Schreiben Goethe's an den Geh. Rath von Voigt ist, mit der Bezeichnung „Copia" versehen, enthalten in einem Aktenhefte „Fol. 5 vol. II. Acta, die Jenaische Schloß-Bibliothek[1]) betreff.", das sich im Archiv der Großherzoglichen Bibliothek befindet.

[1]) Die Jenaische Schloßbibliothek war nach dem Tode des Hofraths Büttner (8. Okt. 1801) aus dessen von Carl August erworbenem



Es ist, soweit ich das Material zu übersehen vermag, das einzige Schriftstück dieser Art, in dem sich Goethe über den berühmten Naturforscher äußert, und noch nicht veröffentlicht. Der Brief lautet:

„Wenn von indiskreten Menschen die Rede ist, welche die ihnen gegönnte Benutzung wissenschaftlicher Schätze mißbrauchen, so möchte Herr Oken wohl durchaus den ersten Platz verdienen.

Zu Ew. Excellenz gelangt mehr Unangenehmes als Angenehmes und ich mache mirs daher zur Pflicht, mit Allem, was sich schlichten oder übergehen läßt, nicht beschwerlich zu fallen; deshalb ich auch von dem vorjährigen Betragen obgenannten Mannes nichts erwähnte und auch jetzt davon schweigen will. Ob er sich ändern und bessern kann, weiß ich nicht; ich zweifle daran, denn er gehört unter diejenigen, welche grade das höchste Recht zu haben glauben, wenn sie am unerträglichsten sind. Persönlich wünsche ich nie wieder ein Verhältniß zu ihm zu haben.

---

sehr reichhaltigen Bücherbesitz gebildet worden. Aufstellung und Ordnung war eine mühsame Arbeit; Goethe, der sie in einem Briefe an Schiller mit der „Aufkämmung eines Wirrzopfes“ vergleicht, hatte sie energisch in Angriff genommen und mit Hilfe Vulpius' 1808 soweit vollendet, daß die theilweise Uebergabe in den öffentlichen Dienst stattfinden konnte. Die Schloß-, auch als Herzogliche Bibliothek im Gegensatz zur akademischen bezeichnet, umfaßte außer der Büttnerischen noch die Walchische Büchersammlung, ferner Bücher aus der von Carl August 1807 ererbten Herzogl. Braunschweig-Oelsischen Bibliothek, Doubletten der Großherzogl. Bibliothek in Weimar, die als eine sogen. Kabinets-Bibliothek für etwa sich in Jena aufhaltende fürstliche Personen dorthin gebracht worden waren, und Bücher, die Carl August geschenkt hatte, zusammen etwa 21 000 Bände. Im Jahre 1818 erfolgte ihre Vereinigung mit der akademischen Bibliothek.

Wollen aber Ew. Excellenz nach seinem letzten Briefe an Dieselben, vom 21. Febr., und dem darauf sich beziehenden Berichte des Bibliothekars von Kommissions wegen verfügen, so werden nicht ermangeln meine Unterschrift der Ihrigen beyzusetzen.

Der erste, zweyte und dritte Punkt des bibliothekarischen Berichts könnte genehmigt und allenfalls die Humboldtische Zoologie mit den andern Büchern ins Museum gelegt werden.

Eine solche Anordnung könnte immer auf ein halbes Jahr gelten. Man sähe wie er sich benähme und könnte alsdann, nach den Umständen, die gegebene Erlaubniß erweitern oder verengern. Bey einem so äußerst eigenwilligen und um sich greifenden Manne getraue ich mir kein bleibendes Reglement auszusinnen.

Der ich mich bestens empfele

W. 3. März 1810 G."

Welche Vorgänge haben die Veranlassung zu diesem Schreiben gegeben? In seiner stark gefärbten Sprache dürfte dasselbe wenig Seitenstücke in dem amtlichen Briefverkehr Goethes haben, pflegte dieser doch im Allgemeinen sich mit einer großen, wenn möglich Alles zum Guten wendenden Milde zu äußern. Die letzten Sätze deuten die nächste Veranlassung an: es sind neuerlich stattgehabte Vorkommnisse auf bibliothekarischem Gebiete, die Goethe Veranlassung geben auf das zweite Mitglied der fürstlichen Bibliotheks-Kommission, den Geh. Rath v. Voigt zurückzugreifen. Aber aus dem Briefe geht auch hervor,

daß bereits ältere Differenzen stattgefunden hatten, über die er gegen diesen geschwiegen, Vorgänge, die sich im Jahre 1809 abgespielt hatten. Welcher Art diese Differenzen gewesen, läßt sich aus unsern Akten nicht feststellen. Ein Brief Okens an Schelling[1]) giebt wohl einen Fingerzeig. Er schreibt (19. Dezember 1809) Goethe habe, während einer längeren Abwesenheit Okens von Jena im Sommer, das Gerücht ausgesprengt, er (Oken) habe das zoologische Kabinet nicht in der alten Ordnung gelassen, sondern wolle es nach seiner Idee ordnen; das sei eine grobe Lüge — setzt Oken hinzu — entsprungen daraus, daß sein Famulus einige Stücke etwas verstellt habe, die aber nie an der ordentlichen Stelle gestanden. Es wird anzunehmen sein, daß Oken hier nur einen an ihn gebrachten Klatsch wiedergiebt; den Briefen und Aufzeichnungen aus jener Zeit ist nichts zu entnehmen, das dieser Behauptung irgend eine Unterlage gäbe. Dagegen wäre nicht unmöglich, daß Oken in Bezug auf die Benutzung der naturwissenschaftlichen Kabinette einige weitgehende Forderungen gestellt hatte, die Goethe abzulehnen sich für verpflichtet hielt, jener vielleicht auch bei der Benutzung der Sammlungen einigen Schaden angerichtet, und dieser sich dadurch veranlaßt gesehen hatte, ihm entgegenzutreten. Im Allgemeinen bezeigte er sich in solchen Fällen zwar nachsichtig, wie er denn einmal die Klage über Beschädigung grade des naturhistorischen Kabinets damit abwies, man könne von einem Naturphilosophen nicht die Aufmerksamkeit und Schonung für die einzelnen Körper, wie von

[1]) A. Ecker, Lorenz Oken, Stuttgart 1880 S. 210.

einem Aufkoden und Aufseher verlangen.[1]) Die Bezeichnung „Naturphilosoph" könnte recht wohl gerade auf Oken Bezug haben. Andererseits aber hielt er doch mit großer Strenge darauf, daß die Dozenten sich strikt an die für die Benutzung der Sammlungen erlassenen sehr genauen Vorschriften hielten, weil er, und mit vollem Rechte, in der Befolgung derselben die unerläßliche Voraussetzung sah für die Erhaltung der kostbaren Gegenstände, die die Sammlungen ausmachten. Sehr entgegenkommend und liberal in der Ertheilung der Erlaubniß zur Benutzung wissenschaftlicher und künstlerischer Sammlungen und Anstalten, war er ebenso streng in dem Bedacht auf Sicherung des fürstlichen und staatlichen Eigenthums, dessen Verwaltung ihm überwiesen war. Und da mag es eben auch in Bezug auf die Sammlungen vorgekommen sein, daß zwischen ihm und dem eigenmächtigen Oken Differenzen entstanden sind, wie Goethe sie in dem oben mitgetheilten Schreiben andeutet, und die in weiteren Kreisen den Untergrund für die später an Oken herangetretenen Erzählungen boten. Jedenfalls berechtigt zu dieser Annahme der letztere Vorgang, der uns näher beschäftigen wird. Wir bewegen uns auf festerem aktenmäßigen Boden, wenn wir den Vorkommnissen nachgehen, die die unmittelbare Veranlassung für jenes Schreiben an Voigt bilden. Ein anderes Aktenheft nämlich, ebenfalls im Besitze der Großherzoglichen Bibliothek Fol. IV vol. I Acta privata, Vulpius' Kommissions-Bibliothek-Geschäfte in Jena, bietet das erforderliche Material.

[1]) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 129.

Nach Eröffnung der Schloßbibliothek hatte die Bibliotheks-Kommission eingehende Bestimmung über die Benutzung derselben getroffen. An diesen Bestimmungen mag Oken Anstoß genommen haben, namentlich da die Ausleih- und Benutzungsfristen immer nur ziemlich kurz bemessen, selbstständige Benutzungen der Sammlung ausgeschlossen waren. Oken mag auch in Bezug auf die Zugänglichmachung des Besitzstandes der Weimarischen Bibliothek eigenmächtig gehandelt, jedenfalls weitgehende Forderungen aufgestellt haben. Er selbst erzählt in einem Briefe an Schelling (24. April 1809) [1]): „Diese Ostern war ich auf 8 Tage in Weimar, machte dem Herzog meine Aufwartung und sprach sehr lange mit ihm über alle möglichen Angelegenheiten der Universität. Unter anderm auch, daß es sehr hübsch wäre, wenn er die naturhistorischen Kupferwerke von der Weimarer Bibliothek, wo sie doch niemand studire, uns nach Jena herübergäbe. Er sagte, man müsse doch dergleichen Werke in W. haben, um sie Fremden zeigen zu können und er sehe sie auch bisweilen gern an. Ich ließ es nun gehen. Kaum war ich in Jena zurück, so erhielt ich ein Reskript, daß der Bibliothekar beauftragt sei, in Jena im Bischoff'schen Hause dem Schlosse gegenüber 2 Zimmer zu miethen, und auch zugleich alle Kupferwerke aus der Büttner'schen Bibliothek damit zu vereinigen, damit ich jederzeit die Kupferwerke ansehen und sie zum Vorzeigen in der Zoologie ablangen könne." Diese Angabe Okens ist nicht

---

[1]) A. Ecker, a. a. O. S. 207.

ganz vollständig; er unterläßt zu sagen, daß er direkt in einer Eingabe an die Kommission ähnliche Wünsche geäußert hatte.

In einem während seines Aufenthaltes in Weimar am 7. April verfaßten Promemoria [1]) an die Oberaufsichts-Kommission bittet nämlich Oken

1. um eine allgemeine Anweisung an die herzogliche Bibliothek zu Weimar, vermöge der er unmittelbar die zu seinen zoologischen Vorlesungen benöthigten Kupferwerke erhalten kann;
2. um die Erlaubniß, ihm auch die noch nicht gebundenen Bücher, deren einige ältere da sind, mittheilen zu dürfen;
3. daß die naturhistorischen Kupferwerke aus dem noch nicht geordneten Büchervorrath, wenn es thunlich ist, möchten ausgesucht werden. Es sollen mehrere Hauptwerke, besonders Blochs Kupfer darunter begriffen sein.

In einem zweiten Promemoria vom selben Tage führt er aus, es sei ihm unmöglich, die zu den zoologischen Vorlesungen nöthigen Bücher einen Monat voraus zu wissen; er bitte daher, daß die betreffenden Bücher aus der Bibliothek während des Sommers in ein Zimmer der zoologischen Sammlung geschafft würden. Dies Vorgehen stellt sich allerdings formlos und drängend dar, in noch höherem Maße so, wenn man erwägt, daß, wie es scheint, bereits Oken und wahrscheinlich auch Fr. Sieg. Voigt, sein aka-

[1]) Akten der Oberaufsicht, betr. die jen. acad. Bibliothek u. deren neue Einrichtung. Tit. XIX. 3.

demischer Kollege, Professor der Botanik in Jena, ebenerst beim Herzog Schritte in gleicher Richtung gethan hatten.

In einem eingehenden Schreiben an Voigt [1]) äußert sich Goethe bereits am 7. April über die Sache:

„Die etwas lebhaften und übertriebenen Forderungen der Herren Voigt und Oken [2]) an unsere Bibliothek werden, wenn man sie auch noch so sehr mäßigen sollte, immer sehr unbequem bleiben.

Es ist billig, daß man einem strebenden jungen Manne an die Hand gehe; aber er muß früh oder spät erfahren, daß nicht Alles in der Welt gerade nur um seinetwillen da ist.

Was mir am auffallendsten bei der Sache ist, wie ich gestehen muß, ist, daß die Herren gar nicht bedenken, welch' ein Haus und Zimmer=Raum dazu gehört, um eine Masse solcher Werke, worunter die größten Foliobände oder Blätter sind, auszupacken, aufzubewahren, in der Ordnung zu halten und ohne Schaden zu gebrauchen; was für Tische, für Gestelle, für Anstalten gehören dazu, wenn nur einigermaßen ordentlich verfahren werden soll.

Da wir aber, wie vorauszusehen ist, die Sache nicht ganz ablehnen können und immer theilweise mehr zugeben müssen, als uns lieb ist, so will ich folgenden Vorschlag thun. Man schaffe die Kupferwerke für diesen Sommer nach Jena, man verwahre sie in einem dazu einzurichtenden Local, man mache durch aufgestellte Tische und sonst

[1]) Siehe Vogel: Goethe im Amtlichen Verkehr.

[2]) Vogel giebt die Namen nicht, sondern setzt N. u. N.

Gelegenheit, die Gegenstände bequem und ohne ihren Schaden zu besehen, man übergebe das Ganze einem Aufseher, mit dem sich die Herrn bereden, in dessen Gegenwart sie die Dinge betrachten und studiren können und der auch die jedes mal erforderlichen Blätter in das Collegium schaffen mag. Der Bibliothekar Vulpius kann bei seiner Anwesenheit in Jena jedes mal nachsehen, wie mit den kostbaren Dingen verfahren wird, welches ganz cessirte, wenn man sie massenweis in die Häuser gäbe. Was wollte man machen, wenn sie zu Michael defect, beschmutzt, geknüllt, zerrissen wieder abgeliefert würden.

Mit zwanzig Thalern Miethe salvirte man unschätzbare, ja unersetzliche Werke und gäbe zugleich Gelegenheit, sie für den academischen Unterricht zu nutzen."

Hofrath Vogel, der dies Schreiben in seiner Schrift: Goethe im Amtlichen Verkehr mittheilt, bemerkt dazu:

„Vorsichts-Maaßregeln waren in diesem Fall um so nöthiger, da der Eine der Supplicanten unverholen geäußert hatte: es komme gar nichts darauf an, ob die Bibliothek nach fünf Jahren zu Grunde gegangen sey, wenn sie bis dahin nur ordentlich benutzt werde."

In der Folge erging unter dem 11. April nachstehender Erlaß[1]) an Vulpius:

„Da die Herren Professoren zu Jena, Voigt und Oken zu ihren Studien und Vorlesungen für diesen Sommer, wichtige Kupferwerke, sowohl aus hiesiger als Jenaischer Herzoglicher Bibliothek benöthigt sind und Serenissimus die

[1]) Vulpius, Akten Fol. IV vol. I, Bibliotheksgeschäfte in Jena betr.

Gnade haben wollen, einen bescheidenen Gebrauch derselben zu gestatten; so hat Herzogl. Bibliothekskommission, nach genauer Ueberlegung aller Umstände, folgendes beschlossen:

Es wird die erste Etage des Bischoffischen nahe am fürstlichen Schlosse gelegenen Hauses bis Michael gemiethet; es werden in derselben die nöthigen Tische und Repositorien, dergleichen im Schlosse genugsam vorräthig sind, aufgestellt und alsdann sowohl die hiesigen als die jenaischen zu obigem Gebrauch erforderlichen Kupferwerke daselbst aufgestellt, ausgebreitet und nach einem Katalog dem Schloßvoigt und Museumaufwärter Färber übergeben.

In gedachten, also eingerichteten Zimmern, welche der Schloßvoigt Färber auf ihr Verlangen zu eröffnen hat, können beide obgedachte Männer ihren Studien obliegen und die Werke nach Bequemlichkeit durchgehen.

Nach Hause eines der Werke zu nehmen wird nicht gestattet. Sollte eines und das Andere entweder ganz oder wenn es nicht gebunden ist, blattweise im Kollegium vorzuzeigen sein, so bringt solche gedachter Färber in das Auditorium und nach der Stunde wieder zurück und besorgt hierbey Alles was die Konservation und Reinlichkeit dieser kostbaren Gegenstände betrifft, aufs pünktlichste, indem von ihm die unverletzte Wiedererstattung dieser Werke gefordert wird. Es versteht sich von selbst, daß beyde Herren, welche weder Transport noch Localität noch sonst etwas zu bezahlen haben, mit gedachtem Färber sich wegen seiner Bemühung abfinden.

Nach Vorstehendem und nach der ihm übrigens bekannten Intention Herzogl. Kommission wird sich der

Bibliothekar Vulpius bei seinem nächsten Aufenthalte in Jena, dergestalt bemühen, daß die Absicht mehr gedachter Lehrer durch die vorgeschriebene Anstalt erreicht und zugleich die kostbaren Werke möglichst erhalten werden.

Bey seiner Hinüberkunft wird er den Herrn Major von Hendrich [1]) begrüßen und dessen Mitwirkung sich zu verschaffen suchen."

Auf dieser Grundlage scheinen Anfangs die Dinge gut verlaufen zu sein, so daß Vulpius der Kommission im Oktober 1809 vorschlägt, der Schloßvoigt Färber in Jena, der zugleich Schreiber der Schloßbibliothek war, möge an seiner Stelle mit der Abhaltung der monatlichen Bücher-Ausgabe betraut werden, unter Verschärfung der bisherigen Ordnung dahin, daß die Scheine über Kupferwerke, wenn sie nicht schon von der Oberaufsichts-Kommission signirt seien, zunächst nach Weimar geschickt würden, um sie dort signiren zu lassen, und daß erst nach ihrer Rückkehr die Bücher abgeholt werden dürften, damit „unnöthiges Umherstören in der Bibliothek von den Suchenden vermieden werde."

Diese Bestimmungen, die von Goethe und Voigt genehmigt wurden, mögen kleinlich, umständlich und pedantisch erscheinen; sie werden indessen erklärlich, wenn man den Werth der Bücher erwägt, um die es sich handelt, wie z. B. der Naturgeschichte Büffons in ihren sämmtlichen

---

[1]) Major v. Hendrich war Kommandant von Jena; er wohnte im Schloß und hatte die Oberaufsicht über dasselbe. Wegen der Beschaffung der Einrichtungsgegenstände für das Lokal im Bischoffischen Hause war seine Begrüßung erforderlich.

bändereichen Fortsetzungen mit theuren Kupfern, der sehr kostspieligen Werke Humboldts, und sich vergegenwärtigt, daß der mit der Ausleihung und Rücknahme Betraute, ein zwar verläßlicher, aber in bibliothekarischen Dingen wenig bewanderter Mann war und überdies in seiner untergeordneten Stellung — Färber war der Famulus Okens — den Professoren gegenüber seine Autorität nicht geltend machen konnte. Eben deshalb hätte allerdings die Kommission von der Beauftragung Färbers absehen sollen, die nach dieser Seite jedenfalls ein Mißgriff war.

Diese neue Ordnung führte denn auch bald einen Konflikt mit Oken herbei, der sich derselben nicht recht angepaßt zu haben scheint und, als er auf Widerstand stieß, bei Voigt — nicht bei Goethe — im Februar 1810 Beschwerde erhob. Das Schriftstück selbst ist anscheinend nicht vorhanden. Vulpius ward zum Bericht aufgefordert; er erklärt sich einverstanden damit, daß Oken seinem Wunsche gemäß, gegen von der Kommission signirte Scheine, die er nur vorzuzeigen brauche, Bücher erhielte, wenn er sie im Kollegio benutzen wolle, daß aber dann die Rückgabe gleich nachher erfolgen müsse; für solche Bücher aber, die er nach Hause mitnehmen wolle, müsse er vorher signirte Scheine einlegen, d. h. dem Färber übergeben. „Was nun aber das Durchsuchen der Bibliothek durch Herrn Professor Oken betrifft, so möchte ich dazu keineswegs rathen. Es ist sehr verdrüßlich eine einmal in Ordnung gebrachte Bibliothek von Fremden durchwühlt zu sehen, woraus natürlich Unordnung entspringen muß und es ist dies nicht nöthig, wenn man die Bücher ohne sie haben kann. . . . Die Fort-

setzung der Histoire Naturelle durch Sonnini, ein Werk von etliche 50 Bänden, hat Professor Oken schon ein Jahr lang beinahe von hiesiger Bibliothek gehabt und hätte seine Excerpte daraus binnen dieser Zeit gar wol machen können. Da er es aber nicht gethan hat, so wäre, dächte ich, ungefähr dieser Zwischenweg zu treffen: ich schickte das ganze bändereiche Werk von hier nach Jena auf ein Viertel Jahr und es würde zum Ansehen mit in die zoologischen Zimmer gelegt. — — — Was die Humboldtische Zoologie anbetrifft, so ist dieselbe ungebunden, besteht in einzelnen Blättern und ist ein so kostbares Werk, daß ich wirklich verlegen bin, es 1) der Post, dann 2) einem Fremden, endlich 3) den Händen der Studenten anzuvertrauen und es nachher durch dreierlei Hände wieder zurück zu erhalten. Ich wäre sehr dafür, daß dessen Mittheilung abgeschlagen werden möge." Dann folgen zahlreiche Gravamina gegen Oken. — — „Im vorigen Jahre wurden die schönsten Kupferwerke nach Jena geschafft, es wurden mit Unkosten Zimmer gemiethet, aber alles dieses war vergebens. Die Sachen wurden von denen, die Alles das erst veranlaßt hatten, kaum Anfangs angesehen und endlich gar nicht mehr. Ja, Oken that gar nicht so als wären Werke dieser Art da. Sobald sie aber wieder nach Weimar geschafft waren, verlangte er sie als wären sie nie zu sehen und zu haben gewesen. Dies ist so die Art mit welcher er sich benimmt, in ewiger Unruhe und stetem Widerspruche mit sich selbst. Was er denn auch gerne auf Alles übertragen möchte, was mit ihm in Berührung kömmt. Übrigens da die Erfahrung lehrt, daß er alle halbe Jahr

mit diesen Anforderungen und Zumuthungen kommen wird, so mögen Hochdieselben die jetzt gefaßten Resolutionen einmal für allemal und als geltend für immer erklären. Es würde sonst des Schreibens seinetwegen kein Ende werden, indessen alle andern Professoren zusammen genommen in Jena der Bibliothek nicht ein Sechstheil seiner Agitation bereiten mögen und wollen und dennoch ihre Kollegia recht gut und mit Beifall lesen."

Oken erscheint im Verlaufe dieser Sache als ein anspruchsvoller und unbequemer Benutzer der Bibliothek, und wenn Vulpius' gereizte Stimmung vom Standpunkte des Bibliothekars erklärlich gefunden werden muß, so wird doch auch die Entrüstung begreiflich, mit der sich Goethe in seinem Schreiben an Voigt äußert, da sein im Jahre vorher bewiesenes Entgegenkommen nicht genügt hatte, die Ansprüche Okens zu befriedigen. So überließ er denn Voigt einen Ausweg zu finden. Der von diesem gemachte und von Goethe genehmigte Vorschlag lief auf einen Erlaß vom 5. März 1810 hinaus, der im Wesentlichen zwar auf den Vorschlägen Vulpius' beruhte, aber in einigen Punkten den Wünschen Okens entgegenkam, insofern als diesem gestattet wurde, sich die Kataloge vorlegen und begehrte Bücher mit Ausnahme von Kupferwerken gegen von ihm allein ausgestellte Scheine geben zu lassen. Auch Humboldts Zoologie wurde zu seiner Benutzung im zoologischen Kabinet, aber nicht im Kollegium nach Jena geschickt.

Damit scheint ein modus vivendi gewonnen worden zu sein. Wenigstens ist in den Akten weiteres Material über Differenzen nicht enthalten.

Der Vorgang selbst ist ein häufig vorkommendes charakteristisches Beispiel für die Differenzen zwischen den Gelehrten, die in der Benutzung der Sammlungen gern keine Schranken anerkennen, und den mit der Verwaltung dieser Sammlungen betrauten Männern, die strikt auf die Beobachtung der Vorschriften halten müssen, eine Differenz, die hier verschärft sich zeigt, — nicht obgleich, sondern weil auf der einen Seite ein Oken, auf der andern ein Goethe steht. Man wird sagen müssen: daß diese Differenzen zwischen Goethe und Oken einen schärferen Charakter angenommen, erklärt sich aus der Eigenart ihrer Naturen. Der Erstere, der damals bereits 60 Jahre alt war und bei aller Freundlichkeit im Verkehr das Bewußtsein seiner Bedeutung und Stellung geltend zu machen pflegte, wird dies in seiner ruhigen und bestimmten Weise auch dem 30 Jahre jüngeren Oken gegenüber gethan haben; dieser aber besaß starkes Selbstbewußtsein und war von ungemeiner Empfindlichkeit, stets darauf bedacht, seine Würde und seine Unabhängigkeit zur Geltung zu bringen. „Blos weil ich mich hier gegen Alle unabhängig gesetzt habe, . . respektiren sie mich . . und weil ich mich ihnen in den civilen Verhältnissen, in Kleidung, Ball, Konzert, Theater u. s. w. gleichsetze," heißt es in einem Briefe an Schelling.[1]) Und in Bezug auf Goethe im Besondern schreibt er jenem[1]), noch bevor er ihm vorgestellt: „Goethe hat mich zu sich einladen lassen. Ich bange auf ihn. Ich kann es nicht wegbringen, mich als unmündig bei solchen Leuten an-

---

[1]) A. Ecker, a. a. O. S. S. 201. 205.

zusehen — und dadurch fällt alles zusammen." Wie es in solchen Fällen geht — man übertyrannt den Tyrannen; Oken mag wohl in dem Argwohn, dem er selbst ebenfalls in einem Briefe an Schelling [1]) Ausdruck giebt, daß Goethe anfangs nicht gewußt habe, „wie er mich zu nehmen hat, ob ich als ein unterthäniger Diener oder als selbstständiger Mensch mich gegen ihn stellen werde", ein geflissentlich gesteigertes Selbstbewußtsein zur Schau getragen haben. Darauf deutet jedenfalls Goethes kleine „Invektive":

„Hätte Oken gewußt der er sei
und wer, sei nicht alles überlei;
so stünd' er recht gut im Orden.
So weiß gar Niemand, wer er geworden."

Bei Goethe ist die etwas schroffe Geltendmachung des beamtlichen Standpunktes gegenüber der Wissenschaft selten und entspringt hier jedenfalls aus der Defensive. Daß Okens unruhig drängendes und anspruchsvolles Auftreten aber in seinem eigensten Wesen lag, beweist der Umstand, daß er wegen eines wie es scheint ähnlichen Verhaltens in Bezug auf die Ausnutzung der Münchener Sammlungen später dort ebenfalls in Konflikte gerieth, die seinen Weggang nach sich zogen.

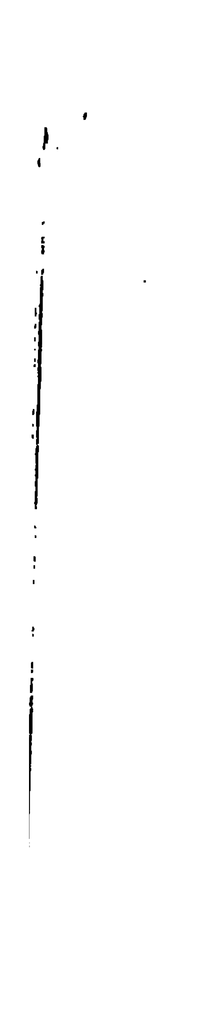
[1]) A. Ecker, a. a. O. S. 206.

II.

Litterarische
und
Freiheitliche Bestrebungen
deutscher Gymnasiasten
um das Jahr 1830.

Von

Otto Francke.





Wenn Otto v. Bismarck im Eingang seiner „Gedanken und Erinnerungen" von sich sagt, „als normales Produkt des damaligen staatlichen Unterrichts" habe er Ostern 1832 das Gymnasium verlassen, „als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei" u. s. w., so liegt wohl die Vermuthung nahe, daß die Schüler der Plamannschen Anstalt und die Gymnasiasten des grauen Klosters in Berlin unter dem Drucke der unseligen Reaction jener Jahre auch ihrerseits einen Hauch von dem namentlich in Süddeutschland erstarkenden Geiste der Freiheit empfanden und auf sich wirken ließen. Wie in Berlin und an andern Orten, so regte sich auch in Weimar unter den Schülern des alten, durch Herders Ideen geweihten Wilhelm Ernst-Gymnasiums, dem auch Sie, hochverehrter Herr Jubilar, angehört haben, ein frischer, fröhlicher Trieb nach Erweiterung ihres geistigen und seelischen Horizontes über die Grenzen des in der Schule Gebotenen hinaus. Männer wie J. H. Voß, der jüngere, Franz Passow, Johannes Schulze und Friedrich Wilhelm Riemer hatten nicht umsonst an der Schule gewirkt, und zu Anfang der zwanziger Jahre war an die Stelle des verknöcherten Direktors Chr. Ludwig Lenz Dr. A. Gotthilf Gernhard aus Naumburg getreten, der ein ausgesprochener Feind alles pedantischen Griesgrams war.

Er hatte ein Verständniß für die Ideen seiner Zeit, sah wohl auch gelegentlich den jungen Leuten durch die Finger, wenn sie nur sonst ihre Schülerpflichten erfüllten. Ja er mag das Streben der Primaner, sich durch Lesezirkel privatim weiterzubilden, eher begünstigt, als eingeschränkt haben. Indessen erregte dieses laisser faire Anstoß bei der aufsichtführenden Behörde. Diese hegte die Befürchtung, eine „vorreife Hypercultur nehme überhand und greife aus dem Knabenalter über in das, was nur dem gereiften Manne gebühre". Eine solche Besorgniß gründete sich damals auf einen durch die Indiscretion eines Anonymus der Behörde in die Hände gespielten Briefwechsel zwischen älteren Schülern der Anstalt und einem im benachbarten Jena ansässigen Studenten, Namens Lülsdorf. Dieser, ein Jüngling von 24 Jahren, aus Düsseldorf gebürtig, hatte von Jena aus im Sommer des Jahres 1828 mit einigen Schülern der obern Klassen des Weimarischen Gymnasiums Verbindung angeknüpft und sie selbst in Weimar besucht, war zu wiederholten Malen mit ihnen in das damals als Brutstätte unerlaubter Zusammenkünfte von der Behörde geächtete Dorf Niedergrunstedt bei Weimar gepilgert und hatte in Jena den Besuch der jungen Leute empfangen, die sich wohl als auswärtige Mitglieder des dortigen, von Lülsdorf gegründeten Lesevereins einschreiben ließen, der, außer ästhetischen, vornehmlich politische Ziele verfolgt zu haben scheint. Ein Zweigverein wurde nun auch in Weimar gegründet. Die Hauptlektüre bildeten natürlich Schiller, dessen Schriften vom Lehrplan der Schule so gut wie ausgeschlossen waren, und Jahn's

„Volksthum"; von Goethe las man nur den „Götz". Dagegen wurden in dem erwähnten Briefwechsel Schiller's „Räuber", „Fiesco", „Don Carlos" und „Wilhelm Tell" vielfach erwähnt, z. Th. ausführlich besprochen. Der Brief eines gewissen H. S. Heumann, eines Sekundaners, an Lülsdorf vom 2. März 1828 enthält folgende Stelle: „Hier in Weimar geht es seinen Gang fort. Das Edikt von Nantes gegen Grunstedt ist nicht wieder aufgehoben. Einen Ersatz dafür haben wir, wie du weißt, durch die Gesellschaften unter uns, welche wöchentlich stattfinden. Wir lesen uns daselbst vor, singen und sind wirklich recht vergnügt. Wer weiß, ob wir in der jetzigen Zeit, wäre das Verbot nicht gegeben, nach Grunstedt gezogen wären; bei hübschem Wetter werden wir uns doch nicht abhalten lassen. Übrigens werden uns ja hoffentlich künftiges Frühjahr oder Sommer die Lehrer durch eine Turnanstalt völligen und reichlichen Ersatz dafür geben. Zwar wissen wir noch nichts Näheres, was die Lehrer darüber urtheilen, aber wahrscheinlich und nach den Äußerungen meines Professors wird uns dieses edle Gesuch nicht abgeschlagen werden." Am 3. März folgte ein zweiter Brief desselben Schreibers an Lülsdorf, dem er bekennt: „Das „Volksthum" habe ich vollendet und habe jetzt „Wilhelm Tell" angefangen, denn für die Schule habe ich jetzt gar keinen Sinn". Am 11. März las Karl von Holtei in Weimar unter dem jubelnden Beifall der Gymnasiasten Schillers „Demetrius" vor, ein Ereigniß, das geradezu zündend auf die jugendlichen Seelen gewirkt haben muß. Ein besonders leidenschaftlicher Brausekopf, der

nach der Meinung der Behörde schwer gravirt war, muß der Primaner Bürk gewesen sein, dem Lülsdorf sein Herz in einem Briefe vom 8. April ausschüttet. Da heißt es u. a.: „Kürzlich theile ich dir alles mit, daß ich vor einigen Tagen in Untersuchung gezogen, meine Papiere (unter andern auch alle Briefe von dir bis auf einen) confiscirt, und mir aufgegeben die Stadt binnen kurzem zu verlassen ..... Man hat in meiner Correspondenz mit dir und Heumann etwas gesucht, was keineswegs drin gelegen hat; ich habe mich leider überzeugen müssen, daß von Seiten der Regierung meine Strebungen für geistige und sittliche Veredlung verkannt, und ich stets das Opfer eines falschen Verdachts werden muß. Am wenigsten erwartete ich ein so unbilliges Verfahren in einem Lande, welches durch vernünftige Liberalität stets allen andern Staaten vorleuchtete und als Muster dienen konnte."

Anders, nicht so harmlos sah der Direktor des Oberconsistoriums Carl Peucer die Sache an, der sich in einem Schreiben an den Ephorus der Anstalt, Dr. J. Fr. Röhr, vom 16. April 1818 folgendermaßen äußert: „Indessen hege ich die Überzeugung, daß Lülsdorf einer von den geheimen Aussendlingen einer wohl noch immer im Stillen bestehenden und fortwirkenden geheimen Carbonaria war, deren Zweck es ist, sich junger excentrischer Köpfe zu bemächtigen und sie für phantastische Zwecke zu bearbeiten und zu begeistern, so daß man sich ihrer späterhin, im vorkommenden Fall

bedienen kann. Darauf deuten gewisse, im Wagen gehaltene Ausdrücke in den Lülsdorfschen Briefen. Daher es sehr gut ist, daß dieses ganze Nest zerstört und L. fortgewiesen worden ist. Was aber zunächst nöthig erscheint, ist wohl dieses, daß von Seiten der Unterrichtsbehörde alles fernere Ziehen der Gymnasiasten auf die Dorfschenken, im ganzen Truppe (3—4 Freunde — dagegen ist nichts zu sagen) zum Trinken, zum Turnen, zum Singen, zum Commerciren auf's strengste verboten wird; daß man ein genaues Auge richtet auf das Zusammenkommen der Schüler in hiesigen Privathäusern oder gar in Gasthäusern und Caffeehäusern. Daß den Wirthen streng verboten werde, dergleichen Schülerzusammenkünfte bei sich zu dulden — mit einem Worte, daß die Zügel der Schuldisciplin straffer angezogen werden als bisher, und hierin wollen wir uns durch die Connivenz des p. Gernhard auf keine Weise behindern lassen".

Des weiteren sind folgende Ausführungen Peucers vom 24. April 1828 überaus bezeichnend: „Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß trotz der Mainzer Untersuchungscommission und ihren bekannten Folgen, trotz den erkannten und vollstreckten Strafen, die alte Idee eines einzigen und untheilbaren Deutschlands noch immer nicht erloschen ist. Phantastische Köpfe predigen, obschon im Stillen, noch immer ein einseitiges Deutschthum; man sucht die hindernden Gesetze und Verbote durch allerlei dem Anschein nach unschädliche akademische Verbindungen, wie z. B. ästhetische Lesegesellschaften, zu umgehen;

und indem man diese Verbindungen auch auf die Gymnasien erstreckt, will man schon die jüngere Generation für gewisse geheime Zwecke und streng geheim gehaltene Ziele gewinnen und umgarnen. Junge, unerfahrene Schüler, von reger, leicht entzündlicher Phantasie, sind solchen altbärtigen Burschenanführern, wie Lülsdorf, gerade die willkommensten, und man braucht nur Bürk's Blick und Augenaufschlag zu sehen, um zu wissen, daß mit diesem Jüngling das Kühnste und Verwegenste zu unternehmen ist. Bürk ist auf dem Wege, ein Mortimer (!) zu werden."

Die unter den älteren Schülern der Anstalt genährten Ideen schienen den Mitgliedern des Oberconsistoriums ein paar Jahre später allerdings bedenkliche Früchte zu zeitigen. Dem Oberconsistorium wurde die Anzeige hinterbracht, daß um die Jahreswende von 1831 zu 1832 „Gymnasiasten an dem Vereine für die freie deutsche Presse theilgenommen und mit dem Gastwirth Müller in Niedergrunstedt einen monatlichen Beitrag von fünf Thalern in Golde unterzeichnet hätten". Natürlich hatten die Juliereignisse von 1830 aller Orten eine beispiellose Erregung der Gemüther in allen Klassen und Ständen hervorgerufen. Allein daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, dafür hatte der verdienstvolle Ephorus, Dr. Röhr, zur rechten Zeit „prophylaktisch" im Gymnasium mit gutem Erfolge zu wirken verstanden, und am 11. März 1832 kann der ruhig und frei denkende Mann an Peucer berichten: „Selbst in jenen Tagen, wo sich die Oscillationen bis auf unser eigenes Land, und bis auf die hiesige Residenz-

stadt erstreckten, war ihr (der Gymnasiasten) Verhalten in diesem Bezuge musterhaft. Allerdings wollten ihnen voreilige Schwätzerstimmen Schuld geben, daß sie an dem bekannten unruhigen Septemberabende des Jahres 1830 partieenweise vor der hiesigen Hauptwache vorüber gezogen wären und, mit Knütteln bewaffnet, die wachhabenden Soldaten insultirt und gefragt hätten, ob ihre Gewehre auch geladen wären..... Auch fernerhin ließen sich die Gymnasiasten keine Handlungen zu Schulden kommen, welche das Gepräge politischer Zweideutigkeit in sich getragen hätten..... In diesem ehrenwerthen Verhalten suchte ich sie dadurch zu bestärken, daß ich in der am Schlusse des Osterexamens 1831 absichtlich in deutscher Sprache gehaltenen Gymnasialrede auf die Ereignisse dieser bewegten Zeit Rücksicht nahm..... So sehr sich nun auch seit jener Zeit, namentlich durch dem Fall Warschaus und andere bekannte Ereignisse die politische Aufregung der Gemüther überall ... steigerte: so gaben doch bis in die neueste Zeit unsere Gymnasiasten fort und fort die stärksten Beweise ihrer loyalen Gesinnung. Daß sie während dieser Zeit an den durch unser Land nach Frankreich ziehenden Polen jugendlich warmen Antheil nahmen, kann ich denselben nicht zum Verbrechen anrechnen..... Und wie sie sich mit ihnen in eine nähere Unterhaltung über ihre Lage einließen, so konnte das Interesse, das sie daran nahmen, hinreichend durch das wahrhaft menschliche Gefühl gerechtfertigt erscheinen, in welchem sie dieselben, wie Millionen anderer auch thaten, für tapfere und unglückliche Krieger hielten.... Daß die Gymnasiasten die deutsche

Tribüne gelesen haben, kann ihnen schwerlich als etwas Straffälliges angerechnet werden, indem dieses Blatt bis auf diesen Augenblick nicht zu den in unserm Lande verbotenen gehört. Daß sie als Leser der Tribüne auf den Gedanken kamen, dem sogen. deutschen Preßvereine, für welchen dieselbe in Nr. 29 alle Deutschen zu baaren Beiträgen aufforderte, ihrerseits einen monatlichen Beitrag zu gewähren, war gewiß eine große Unbedachtsamkeit, da sie in ihrer jugendlichen Erfahrungslosigkeit nicht wissen konnten, was dieser Verein neben seinem ausgesprochenen Zwecke für eine gefährliche Nebentendenz haben könnte..... Trug übrigens die Arglosigkeit, mit der sie in die Sache eingingen, in dem vorliegenden Falle eine politische Farbe: so ist ja das in gegenwärtiger Zeit wohl erklärlich genug. Denn wie sollte jetzt, wo die bürgerliche Gesellschaft in allen ihren Gliedern politisch aufgeregt ist, und wo die Dorfzeitung jede Bauernschenke zu einem debattirenden Club macht, unsere Jugend von den allgemeinen Interessen des Tages ganz unberührt bleiben, und wie vermöchten Gymnasial-Ephoren und Lehrer diejenigen in einer völligen Theilnahmlosigkeit dabei zu erhalten, welche die moderne häusliche Erziehung in allen gedenklichen Dingen zu überzeitigen sucht?"

Auch der Direktor Gernhard nahm sich der jungen Leute der mitgetheilten Anklage gegenüber mit den Worten an (8. März 1832), „die Primaner hätten geglaubt, der Verein „freie Presse" habe einen wohlthätigen Zweck, nämlich eine Einsammlung von monatlichen Beiträgen

zur Unterstützung unglücklicher Familien, deren Väter sich für die deutsche Preßfreiheit aufgeopfert hätten oder eingekerkert worden wären."

Indessen die vorgesetzte Behörde sah die Sache in weniger günstigem Lichte und erließ am 30. März 1832 eine Verfügung, wodurch die Lehrer zur strengsten Aufsicht angehalten wurden, „weil die Jugend in derlei Treibereien ihre schöne Jugendzeit recht bejammernswürdig vergeudet und weil Wir in dem Staatsdienst nur sichere Leute brauchen können, folglich auch den sonst Tüchtigen bei Anstellungen nothwendig zurückstellen müssen, wenn er seine Gesinnungen schon auf der Schule und auf der Universität verdächtigt hat. Die uns eingesandten Namen bleiben notirt und das fernere Benehmen der Einzelnen kann Uns nöthigen, darauf zurückzukommen."

Die Hoffnung der jungen Leute, es möchten ihnen als eine Art von Ausgleich für ihre geistigen Arbeiten turnerische Übungen gestattet werden, sollte, wo die Regierung so ängstlich jeder freieren Bewegung achtete, in der nächsten Zeit noch nicht in Erfüllung gehen. Schon früher war den Gymnasiasten vom Stadtrathe angerathen worden, nicht zu turnen, da sie sonst „als verdächtige Leute" angesehen würden. Und noch in einer allerhöchsten Verfügung vom 1. October 1833 wird „die Herstellung eines Turnplatzes für das Gymnasium nicht als ein Gewinn" angesehen. „Schon das Wort" — so heißt es wörtlich — „und dessen Zusammenhang mit jämmerlichen Verführungen, Verwirrungen, Verirrungen der

deutschen Jugend kann nachtheilig wirken" u. s. w. Und doch ließen sich, wie natürlich, die neuen für die geistige, wie die körperliche Entwickelung gleich wichtigen Ideen nicht mehr beseitigen; die Regierung nahm schließlich die Sache selbst in die Hand und gab bald den immer dringender werdenden Bitten der Schüler nach, ja sie erließ sogar höchst heilsame, Turnen und Jugendspiele betreffende Verordnungen. Die Politik aber galt künftig, auch im Jahre 1848, unter den Schülern des Weimarischen Gymnasiums als „ein garstig Lied, ein leidig Lied!"

III.

Zur Geschichte
der
frühesten Jugenderziehung
des
Großherzogs Karl August
von
Sachsen Weimar.

Von

Karl Kehrbach.

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs= und Schul=geschichte hat in Gemäßheit des ihren Arbeiten zu Grunde gelegten Planes auch die Herausgabe von Acten zur deut=schen Fürstenerziehung übernommen.[1]) Innerhalb der Monumenta Germaniae Paedagogica sind bereits zwei Bände über Prinzen= und Prinzessinnenerziehung im alten Fürstenhause der Wittelsbacher erschienen.[2]) Andere gleichartige Veröffentlichungen, wie die auf drei Theile berechnete über das Haus Hohenzollern, die über die Habs=burger u. a., sind dem Abschlusse nahe oder doch bereits in Angriff genommen. Außer jenen umfassenden Monu=menta=Ausgaben zur Fürstenerziehung finden sich auch kleinere Beiträge zu diesem Thema in den Mitteilungen der Gesellschaft und zwar ein Beitrag zur Erziehungs=

---

[1]) Vgl. Karl Kehrbach: Kurzgefaßter Plan der Mon. Germ. Paed. Berlin (1883). A. Hofmann & Comp. S. 10.

[2]) Prof. Dr. Friedr. Schmidt: Geschichte der Erz. der Bayr. Wittelsbacher von den frühesten Zeiten bis 1750. Mon. Germ. Paed. 14. Bd. S. (IX—CXXIV). 457 S. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1892. — Derselbe: Geschichte der Erz. der Pfälz. Wittelsbacher. Mon. Germ. Paed. 19. Bd., S. (IX—CCIX). 560 S. Berlin, Hofmann & Comp. 1899. — Derselbe: Zur Geschichte der Erz. und des Unterr. im Wittelsbachischen Regentenhause (Kurpfälzische, Neuburgische u. Sulzbachische Linie) Mitt. d. Gesellsch. Bd. I. (1891) S. 17—31. Ber=lin, A. Hofmann & Comp. 1891.

geschichte Kaiser Maximilians I. aus dem Jahre 1466[1]), ferner ein Document zur Erziehungsgeschichte Maximilians II. von Bayern[2]) und einige Schriftstücke zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts von Fürstenkindern des Sachsen-Ernestinischen Hauses.[3])

Bei allen diesen Veröffentlichungen hat sich, wie an anderer Stelle schon hervorgehoben worden war, ihre Tragweite für die Erkenntniß pädagogischer Bestrebungen vergangner Zeiten gezeigt.[4]) Aber nicht nur das, auch für andere Theile der deutschen Culturgeschichte bieten sie werthvolle Bereicherungen dar, im besonderen Maße aber werden sie ergiebige Quellen sein für die Geschichtsschreiber der politischen Geschichte, die bisher auffallender Weise diese Documente achtlos haben bei Seite liegen lassen. Manche

---

[1]) Von Prof. Dr. E. Hannak in Wien, Mitteil. Bd. II, S. 145—163.

[2]) P. M. Sattler, O. S. B., Prior des Klosters Andechs: Zur Erz. des Königs Maximilians II. v. Bayern. Ebda. II. (1892) S. 143—144.

[3]) Vgl. Prof. Dr. Karl Kehrbach: Studierordnung der Herzogin Dorothea Susanna von Weimar für ihren Sohn, den Herzog Johann von Sachsen-Weimar, aus dem Jahre 1583. Mitt. d. Gesellsch. Bd. III (1893). S. 29—43. — Ferner vgl.: Schulrath Prof. D. Dr. Georg Müller: Zur Geschichte der Prinzenerz. der Wettiner. Ebda. Bd. VII (1897). S. 282—294. Enthält Berichte Friedrich Hortleders aus den Jahren 1608 u. 1610 zur Erziehungsgeschichte der Prinzen Johann Ernst und Friedrich von Weimar.

[4]) Vergl. Mitteil. Bd. II (1892) S. XXXVI; ferner: Zur Geschichte der Prinzen- und Prinzessinnenerz. im Hause Hohenzollern. Ebda. Bd. VII (1897). S. 401—409. Prof. Dr. Wagner, der Herausgeber der „Akten zur Jugend- u. Erziehungsgeschichte der Prinzen und Prinzessinnen aus der Kurfürstlichen und Königlichen Linie des Hauses Hohenzollern“, veröffentlichte zur Kenntnißnahme für einen kleineren Kreis zwei Probebogen des von ihm vorbereiteten Werkes, in denen er Texte und zusammenfassende Darstellungen gibt, die sich auf die Zeit vor dem Großen Kurfürsten erstrecken.

politische Ereignisse werden ihre Begründung und Erklärung zuweilen nur finden können in den Grundsätzen, nach denen die Erziehung des Staatsoberhauptes geleitet worden ist, und in den Stoffen, die der Unterricht dem jungen Fürsten geboten hat. Aus dem Umstande, daß auf die Wichtigkeit des letzten großen Werks über die Wittelsbacher von hervorragenden Männern des In- und Auslandes hingewiesen wird, darf geschlossen werden, daß die Erkenntniß über die vielseitige Bedeutung der Veröffentlichungen über Fürstenerziehung immer weitere Kreise zieht. Wenn dabei aber, besonders in der wissenschaftlichen Presse des Auslandes, gelegentlich angenommen wird, daß es sich bei diesen Veröffentlichungen nur um die größten deutschen Fürstenhäuser handele (Größe nach dem Umfang ihres Territorialbesitzes gefaßt), so ist das ein Irrthum.

Nach der Beilage[1]) zum Plane der Monumenta Germaniae Paedagogica vom Jahre 1883 war vielmehr zunächst gedacht an eine umfassende Darstellung und Urkundensammlung zur Prinzen- und Prinzessinnenerziehung im Sachsen-Ernestinischen Fürstenhause. Wenn dieses Werk, dessen erster Band nach Inhalt und Ausstattung als „standard work" ein Vorbild für die folgenden analogen Veröffentlichungen werden sollte, bisher nicht erscheinen konnte, so hat das nicht an der Schriftleitung der Monumenta gelegen, die vielmehr Mühe und Opfer nicht gescheut hatte, den Abschluß wenigstens des ersten Bandes herbeizuführen.

[1]) Karl Kehrbach, Beilage zum Plane der MGP. 1883. S. 3.

Ich benutze die Gelegenheit der Feier des 70. Geburtstages meines alten Freundes C. A. H. Burkhardt, aus dem reichen Schatze des Sachsen-Ernestinischen Gesammtarchivs ein kleineres Schriftstück zur Erziehung des Großherzogs Karl August, glorreichen Andenkens, das meines Wissens noch nicht gedruckt ist, als kleine Gabe darzubringen, und ich betrachte es als einen günstigen Umstand meines Vorhabens, daß dadurch die Erinnerung an eine Arbeit unseres Jubilars, der als Erster und bisher auch als Einziger über die früheste Jugenderziehung Karl Augusts berichtet hatte, wachgerufen wird.[1])

Die bisher erschienenen Werke über Karl August bringen über die früheste Jugenderziehung keine auf archivalischen Grundlagen beruhenden Mittheilungen. Schröters[2]) Werk hält sich mehr in allgemeinen Betrachtungen und das Werk von Beaulieu-Marconnay[3]) berücksichtigt die Erziehungsgeschichte Karl Augusts erst von Wielands Anstellung (Sept. 1772) an.

Zum Gouverneur des jungen Erbprinzen war Johann Eustachius, Graf von Schlitz, genannt

[1]) C. A. H. Burkhardt: Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar. Westermann's Jahrbuch der illustrirten deutschen Monatshefte. Bd. 17 (1865). S. 460—470.

[2]) Wilh. Schröter: Karl August, Großherzog von Sachsen. Was Er geistig war, und wie Er es geworden. Ein psychologischer Versuch zur Erklärung seines äußeren Lebens. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1829. [IV] 130 S. 8°.

[3]) Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Weimar. Hermann Böhlau. 1874. 256 S. 8°.

Görz[1]) (geb. 1737) von der sorgsamen Mutter Anna Amalia bestimmt worden. Die Persönlichkeit des Grafen, der damals erst 25 Jahre alt war, charakterisirte sie vortrefflich in einem an das Geheime Conseil gerichteten Schreiben vom 4. Mai 1761, dessen Inhalt Kunde gibt von der großen Auffassung ihrer Mutterpflichten. Görz hatte seine wissenschaftliche Bildung auf dem Carolinum zu Braunschweig und auf der Universität Leyden erhalten, hatte dann im Haag und in Straßburg das Glück gehabt „in den höchsten diplomatischen und besten Kreisen zu verkehren". Im Jahre 1755 wurde er in Weimar angestellt, von wo er auf kurze Zeit in Gothaische Dienste übertrat. Aber schon 1759 berief ihn die Herzogin-Wittwe zurück, wohl in der Absicht ihm im gegebenen Zeitpuncte die Erziehung ihrer beiden Kinder zu übertragen. Mit dem Charakter eines Hof- und Legationsrathes übernahm der Graf, nachdem er schon einige Zeit vorher mit dem Geheimen Conseil die „Instruction" vereinbart hatte, im Anfang des Monats März 1762 das ihm anvertraute Amt, sich der Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der ihm zugedachten Aufgabe wohl bewußt[2]), und er hat diese Stellung trotz hie und da ent-

---

[1]) Ich folge hier der Schreibweise der Originalberichte des Grafen Görz. In der Litteratur findet sich auch die Schreibweise: Goerz, Goertz, Görtz.

[2]) In einem Schreiben aus der damaligen Periode äußert er sich: „Der Vorsatz mich der Welt und meinem Nebenmenschen nützlich zu machen, hat allein mich zu der Entschließung bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortlichkeit mit sich führt, und in welchem der größte Theil derjenigen, welche ein eben-

standener Mißhelligkeiten bis zum Juli 1775 (der Regierungsantritt Karl Augusts erfolgte am 3. Sept. 1775)' unter treuer Pflichterfüllung innegehabt.[1])

Wenn Anna Amalia in dem Schreiben an das Geheime Conseil, als Karl August erst drei Jahre vier Monate alt war, schon an die Berufung eines leitenden Erziehers dachte, so genügte sie damit zugleich einer testamentarischen Bestimmung ihres im jugendlichen Alter verstorbenen Gemahls, des Herzogs Ernst August Constantin, der zufolge der Erbprinz schon in seinem 4. Lebensjahre der Aufsicht der Frauen entzogen werden sollte. Als Graf Görz sein Erzieheramt antrat, war Karl August 4½ Jahr alt.

Görz hatte die Verpflichtung übernommen, über seine Erzieherthätigkeit und die Fortschritte seines Zöglings in halbjährigen Abständen Bericht an die Herzogin-Wittwe einzusenden. Der erste dieser ordnungsmäßigen Berichte, die ich in der Abschrift in meinen Sammlungen habe, datirt vom 11. Dezember 1762. Aber bereits am 20. Juni 1762, also einige Monate nach der Übernahme des neuen

---

solches in allen Ländern vor mir bekleidet, den größten Kummer und einen unglücklichen Ausgang erlebt haben." (Histor. u. polit. Denkwürdigkeiten des Grafen Goerz ... Erster Theil. Stuttgart 1827. S. 6.)

[1]) Karl August hat seinem Erzieher immer ein dankbares Andenken bewahrt. Noch im Jahre 1821 besuchte er ihn in Regensburg und widmete ihm, dem Hochbejahrten, der einige Monate später starb, einige Tage, „ihm mit diesem Freundschaftsgefühl die Neige des Lebens" erwärmend. Vgl. Schöll, Karl August-Büchlein, Weimar 1857. S. 142—143. Dagegen waren die Beziehungen der Herzogin Wittwe zu dem Erzieher ihres Sohnes in der letzten Zeit seiner Wirksamkeit erheblich erkaltet.

Amtes, erhält Anna Amalia von ihm ein Schreiben, in dem er seine bisher gemachten Beobachtungen und seine nächsten Pläne und Wünsche auseinander setzt.

Dieser Bericht lautet:

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Fürstin und Frau!

Meiner unterthänigsten Schuldigkeit erachte ich es gemäß, Ew. Hochfürstl. Durchl. bey Anfang des mir gnädigst anvertrauten Erziehung Geschäftes von des Herrn ErbPrinzens, Höchstdero zartlich geliebten Herrn Sohnes, Hochfürstl. Durchl., den Pflichtschuldigsten Bericht dahin abzustatten, wie ich bey der Ubernehmung Höchstdenselben befunden habe, was vor Hoffnungen ietzo schon anscheinen, und wo auch etwa Was zu befürchten seyn könte, damit nach Ewr. Hochfürstl. Durchl. Gnädigsten befehlen, alsdann mein dabey zu beobachtendes Betragen, ich desto besser, und mit so ruhigeren Gewissen richten könte.

Was die LeibesUmstände anbelanget, so sind solche, dem Höchsten sey Danck so erwünscht wie möglich. Der Herr ErbPrinz sind mir nicht allein in vollkommener Gesundheit übergeben worden, sondern es scheinet auch, daß durch die öfteren Promenaden und andern Bewegungen der Cörper nach und nach noch stärker und die Gesundheit ie mehr und mehr bevestiget werde. Zu diesem Endzwecke, da in diesem Alter auch noch der Schlaf die beste Nahrung ist, so habe ich es vor die erste Zeit noch bey der gewöhn=

lichen Auffsteig Stunde des Morgens gelassen, daß Sie also meistentheils gegen 8 Uhr aus dem Bette genommen werden, da dann mit dem ankleiden und the trinken bis 10 Uhr hingehet wo der Herr Ober Consistorial Rath Seidler[1]) das Gebett mit Denenselben vornimmt und dabey mit seiner bekannten Geschicklichkeit und Fleiß suchet nach und nach die Haupt Grund Wahrheiten unserer heiligen Religion Ihnen beyzubringen, alsdann teutsch lesen, lateinisch lesen, schreiben und in denen Anfangs Gründen des Rechnens abwechslend unterweiset, wovon aber 3 Tage in der Woche, der Tanzmeister Aulhorn von halb 12 bis 12 in denen ersten Principiis des tanzens nach Ew. Hochfürstl. Durchlaucht gnädigstem Befehl Unterricht gibt. Von 12 bis halb 1 haben der Herr ErbPrintz zu Dero recreation, halb 1 Uhr gehen Sie antafel, wovon Sie gegen halb 2 wieder auffstehen und mit Herumgehen bis gegen 3 zubringen, wo dann bis ein im frantzösischen geübterer und annehmlicher sich vorfinden solte, ich Demselbigen aus dem frantzösischen ins teutsche übersetzen lasse. Um 4 Uhr nach dem gewöhnlichen Nachmittags the nimt der Herr Ober Consistorialrath Seidler die Geographie mit Demselben vor, welcher Stunde dann auch nunmehro des Printz Constantins Durchl. gantz sittsam beiwohnen. Solches dauert bis gegen sechs, wo dann der Herr Erbprinz Ewr. Hochfürstl. Durchl. unterthänigst aufwarten und

---

[1]) Seidler war von Anna Amalia 1761 aus Braunschweig, wo er Lehrer am Carolinum war, als Lehrer des jungen Erbprinzen nach Weimar berufen worden.

um halb acht als die Zeit des Nacht Essens sich wieder beurlauben. Nach dem Soupé gehen Sie wiederum ein Wenig herum, beten alsdann und werden gemeiniglich nach halb Zehn zu bette gelegt.

Die Stunden des Lernens warten meistentheils der Herr ErbPrinz gerne ab, haben öffters ein besonderes Wohlgefallen daran, und äussern allemahl ein Verlangen, etwas neues zu lernen, bezeugen auch nachhero, wann Sie etwas erlernet haben ein Vergnügen darüber. Da Sie anbey alle Fähigkeiten haben, etwas leichte zu fassen, und zu begreifen, dabey auch ein gantz besonders gutes Gedächtnis haben, so daß Sie auch schon viele Sachen, nebst denen geringsten Umständen, auch von über einem Jahre sich genau erinnern, dabey vor Ihr Alter ein recht reiffes Judicium öffters fällen, so ist wohl fast kein Zweifel, wann nicht diese Hoffnung durch schwehre Krankheiten, welche die Göttl. Vorsehung verhüten wolle, sollten vereitelt werden, der Herr Erb Printz in frühen Jahren ein Herr von vielen Wissenschaften und Kenntnissen sein könte. Aber diese würkl. grosse Fähigkeiten des Verstandes, würden Ewr. Hochfürstl. Durchlaucht zärtlichen Mütterlichen Liebe nicht genugsam sein, wenn nicht auch dabey die Neigungen des Willens so solten können gelencket werden, daß Sein Hertz voll Liebe gegen seine Neben Menschen, voll Mitleiden gegen Nothleidende, voll Gehorsam gegen Gott und seine heilige Gebotte und mit allen denen Tugenden geziert sein solte, die allein die wahre Hoheit, das Glück und die Vollkommenheit eines Fürsten machen. Freylich

die Treue und ungeheuchelte Aufrichtigkeit, die ich Ewr. Hochfürstl. Durchl. schuldig bin, befiehlet es mir solches zu bekennen; Die Hoffnungen in diesem allerwichtigsten Stücke sind noch nicht so zuverlässig gewis doch aber auch noch keine Ursache da, um nur einigermaaßen zaghaft zu werden. Bey vielen Verstande pfleget gemeiniglich bey Kindern, der Wille etwas unbiegsamer zu sein, und begehret mehrere Aufmerckſamkeit. Die Schmeicheleyen ehe der Verstand seine völlige Reiffe bekommen hat, können mehrere schädliche Wirckungen haben, und der Gehorsam in denen Sachen, wo ihre Kräfte des Verstandes die Ursachen noch nicht einsehen können, fällt schwer. Hierzu komt noch, daß der Herr ErbPrintz schon in diesen so zarten Alter eine ziemlich genaue Kentnis von dem Hohen Stande, worinnen Sie die Göttliche Vorsehung durch Ihre Geburth gesetzet hat, halten. Kentnis, die den Willen in diesem Alter nicht bessert und den Gehorsam unangenehm machet. Es waren auch Gewohnheiten eingerissen, welche nach und nach sollen abgeleget werden. Dieienige Persohn, die gegen dieses alles streiten soll, erlanget später die Liebe, welche zu einem guten Erfolg so vieles erleichtert. Unterdessen sehe ich doch auch, zu meiner Aufrichtung manche Vermahnung mit Frucht wircken. Da das Hertz von Empfindungen des Wohlthuns noch leer geblieben ist, so lasse ich den Herrn ErbPrintz, die ihm bestimmte vierteljährige 100 Thaler so weit als sie dazu hinreichen wollen an Nothleidende selbst austheilen, um durch die so angenehme Empfindung, welche Wohlthun verursachet

sein Hertz rührend zu machen und durch die Übung dieser Tugend ihm einen Trieb zu der edelsten und erhabensten Beschäftigung der Menschen, beyzubringen. Da ich meinen Ruhm und meine Belohnung darinnen setze, so Viel es nur immer meine Kräfte erlauben, das edelste und Gott und den Menschen wohlgefälligste Hertz zu bilden, so werde ich so lange als das Zutrauen Ewr. Hochfürstl. Durchl. mich mit dieser Beschäftigung gnädigst beladen will, in meinem treu devotesten Dienst Eifer, ich hoffe es von dem göttlichen Beistand nicht erkalten; Nur glaube ich, Ew. Hochfürstl. Durchl. Höchst erleuchteten Ermessen, anheim zu stellen, ob Hochdieselben nicht vor nöthig erachten, daß noch iemand in der Qualität eines Informatori vor beyde Printzen Dchl. Dchl. bestellet würde (Welcher dann, wenn er im Frantzösischen geübt wäre den Sprachmeister entübrigen machen könte), da, wann dem Herrn Ober Consistorialrath Seidler oder mir eine Krankheit zustossen sollte, die Last einem zu ertragen zu schwer sein würde, und um so mehr, wann es Ewr. Hochfürstl. Durchl. gnädigst gefallen würde, den Printz Constantin aus dem Frauenzimmer zu nehmen, ich, ehe eine solche Persohn ausfindig gemacht wäre, Selbigen ohne die gegründetste Furcht, meine Pflicht nicht Vollkommen erfüllen zu können, mir nicht könte anvertrauen. Ewr. Hochfürstl. Durchl. kan auch in Unterthänigkeit ohnangezeigt nicht lassen, daß die bey dem Herrn ErbPrintzen bestellten Cammerdiener und übrigen Bedienten sich durch ihre gute und stille Aufführung und unverdrossene Dienstleistung eifrigst be-

streben sich der hohen Gnade Hochderselben würdig zu machen.

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

Meiner gnädigsten Fürstin und Frauen

Belvedère unterthänigst treu gehorsamster Diener

d. 20ten Jun. 1762. Joh. Eustach. Graf von Görz.

Äußere Aufschrift: Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Anna Amalia verwittibten Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, auch Engern und Westpfahlen, gebohrnen Herzogin zu Braunschweig und Lünneburg, Landgräfin zu Thüringen, Markgräfin zu Meißen, Gräfin zu der Marck und Ravensberg frauen zu Ravenstein.

Meiner gnädigsten Fürstin und Frauen.

Schon der vorstehende kurze Bericht aus den vorhandenen Schriftstücken zur Erziehungsgeschichte Karl Augusts wird sicher bei denen, die ihn lesen, den Wunsch erwecken, den gesammten Stoff veröffentlicht zu sehen. Schröter, der das Material nicht kannte, hat mit seiner allgemeinen Beobachtung recht, „daß so manches von dem, was Karl Augusts Lehrer gethan oder nicht gethan doch auch in dem eigenthümlichen Charakter und Leben des Jünglings und Mannes sichtbar geworden“. Und wer die anderen oben angeführten, von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte veröffentlichten Documente zur Erziehungsgeschichte des Sachsen-Ernestinischen Fürstenhauses früherer Zeiten liest, wird über den



werthvollen Inhalt erfreut und über die vielseitige Bedeutung erstaunt, bedauern, daß die Absicht der Gesellschaft, mit der Veröffentlichung des Gesammtmaterials zur Erziehung dieses Fürstenhauses die Serie ihrer Werke zur deutschen Fürstenerziehung zu eröffnen, nicht ausgeführt werden konnte. Daß aber gar der Gedanke entstehen konnte und gebilligt wurde, die Gesellschaft werde nur die „größten deutschen Fürstenhäuser" berücksichtigen, beweist, wie wenig die Bestrebungen dieser Gesellschaft in ihrem Wesen erfaßt worden sind.

IV.

Einige Anmerkungen

zu

Goethe's Sprachbehandlung.

Von

Franz Sandvoß.

4

Goethe ist auch in seinem Verhältniß zur Sprache fast unabsehbar reich, und wenn ich vor Jahren die bloß quantitative Fülle seines Wortschatzes auf das Dreifache des Schillerischen abschätzte, so will mir das heut kaum genug erscheinen.

Wesentlicher ist aber der innere Bezug zur Sprache. Da schien der große Freund Schiller eine Napoleonsnatur zu sein, für die das gesammte Sprachmaterial gleichsam Kanonenfutter ist, das ihn persönlich gar nichts angeht, das vor allen Dingen nicht ewig zu leben prätendiren darf. Goethe ist auch hier der bescheidene, fromme Gott-Natur-gläubige, der verehrend lernen will, aber nichts besser zu wissen meint. So gar das Widerspiel aller Schulmeisterei. Sprache ist ihm, wie Wald und Flur, gewachsen, geworden aus göttlicher Kraft und Einsicht, die Worte wie Baum und Halm, wie Blüthe und Blatt. Und so hat der Dichter zu dem mit sinnlichem Leben erfüllten Worte ein gleichsam persönliches Verhältniß; er schaut ihm in die Augen, es ist klug, bedeutend oder gemein und nichtssagend, zierlich oder plump, duftig oder abgeschmackt, immer aber sinnvoll.

Trotz allem Verderb unserer Sprache, dem sie durch Unwissenheit und Naseweisheit, am meisten durch die Ruchlosigkeit der Zeitungen ausgesetzt ist, so lange Goethe

wirkt, braucht uns um ihren Bestand nicht zu bangen. Er allein ist für uns Alle nahezu der gesammte Umfang unserer Sprache und immer doch noch reicher als die allerreichsten. Und überall kein Pedant.[1])

Aus dem Elternhause brachte er den Sprachfonds der Lutherschen Bibel mit, in den natürlichen Teppich der fränkisch-rheinischen, lebhaften, sinnlich-anschaulichen Mundart mit dem Bewußtsein höheren Werthes gepflanzt.

Aber überall, besonders hier in Thüringen, hörte er achtsam auf den Mund der Leute hin und mit Recht war ihm der sogenannt gemeine Mann eine bessere Autorität, als der Gebildete, der sich wohl gar der schlichten Sprache des Elternhauses schämt. Die Tanzliedchen sogar spielender Kinder wußte er als alter Herr noch listiglich zu erfragen.

Schon denkt man heut an ein Goethe-Wörterbuch. Ich rede dem Gedanken nicht das Wort. Noch ist Goethe uns zu nah und persönlich gegenwärtig, als daß wir sein lebendiges Sprachgewebe so zerreißen, seine straff gedrehten Fäden so aufdröseln möchten. Und wer ein bloßes Stechbüchlein von „Geisteswörten" haben will, für den ist auch wohl gesorgt. In's Alphabet geordnete Zettel mit Stichworten wird freilich kein wissenschaftlich Arbeitender entbehren mögen, aber, sollen sie ihm nützlich sein, so muß er sie sich eben selber zusammengelesen haben.

Ich weiß nicht, ob die Editoren der Weimarischen Lutherausgabe daran denken, ihr Werk durch ein Luther-

---

[1]) Wer die Verdeutschung des Wortes sucht, der fände sie bei Chr. Lehmann unter dem Stichwort Erfahrung Nr. 35. Natürlich geht das Wort auf pedere zurück.

Wörterbuch zu krönen, nachdem ein früherer Anlauf dazu kläglich gescheitert war. Auch das würde ich nicht für nöthig halten, behält nur das deutsche Wörterbuch überhaupt solche Millionenerbschaften in treuer Hut. Und in der That, Luther und Goethe begegnen uns fast auf jedem Blatte des Grimm'schen Wörterbuches. Nachtragen wird man noch lange. Nun soll man, glaub ich, zwei Dinge auseinanderhalten, die allgemeine deutsche Sprache, die man zeitlich und landschaftlich abgrenzen mag, und das Individuelle, Persönliche, Idiotische, das als solches wichtig und interessant bleibt, ohne daß es — außer etwa durch den Zwang der Mode — Norm und Regel werden soll.

Wer auf Goethes Sprachbehandlung Acht hat, weiß, wie viel er dem großen deutschen Wörterbuche und hier vor allem dem stillen Wirken Rudolf Hildebrands, aber auch, wie viel er der treuen Arbeit G. v. Löpers verdankt. Wer etwa bloß Löpers — nicht durchaus und überall endgiltige und maßgebende — Worterläuterungen in den Anmerkungen des Divans und zu den drei ersten (leider allein erschienenen) Bänden der Hempelschen Oktavausgabe lexikalisch aufreihte, der hätte schon damit den Stock eines Goethe-Glossars, aber freilich, es fehlte noch die gesammte Prosa und auch so würde es mehr der Extrakt der Poesie des reifen Dichters, ja des alten sein, dem die Sprache bewußter, aber nicht lebendiger und reicher hervorsprudelte als dem jungen. Wir sind nun aber schon so hübsch in's Alexandrinerthum hineingerathen, daß wir mit Behagen Goethe-Glossen erörtern hören, ohne uns noch um Ort und Zeit zu kümmern, grade so, als

wären's Verstrümmer, die irgend ein alter Schulfuchs aus längst verlornen Tragödien des Euripides citirt hätte. Was in den folgenden wenigen Glossemen so alexandrinisch anmuthen mag, ist es doch nicht, nur, daß man so bündig, wie möglich zu sein strebte.

Löper 1, 211 V. 28fg.:

wenn Viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.

Man hat hier und auch sonst bei Goethen eine Eigenthümlichkeit nicht bemerkt, scheint's, die man fast eine Schrulle nennen möchte, nämlich, daß er gern die Präposition in, auch an mit dem hochbetonten Demonstrativum dem zu im, am verschleift, während es sonst nur für den unbetonten Artikel zulässig schien. „Im Worte" ist hier s. v. a. „in demjenigen Worte sogar, das . . ."

Wenn wir im ersten Gesang von Hermann und Dorothea lesen:

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung!

so ist klar, daß „am Glauben" vollständig parallel dem „an dieser Gesinnung" steht und also s. v. a. an dem, oder an diesem, so eben vom Wirthe geäußerten Glauben besagt.

Ich stelle dazu: Tasso II, 1

Und fühlte so mich stets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner

= in dem Augenblicke. Tasso IV, 3:

Ich soll es tief empfinden wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,

Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Auge trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln läſſt!

Auch hier ist „im Augenblicke" nichts anderes, als in dem Augenblicke:

Noch das letzte Wort des Tasso klingt so:

So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Natürliche Tochter, III, 4

Nun wird er mir gewährt [der Wunsch], im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer senkt.

Nat. T. IV, 1

Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das, im Kreise
Des Bürgerstandes, hold genügsam, weilt.

„Vom Glück" s. v. a. „von dem Glück". —

Dem Leser ist längst das berühmte Wort des Mephistopheles aus der Schülerscene eingefallen:

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Ist es nicht, als ob Goethen allmählich eine gewisse Angst vor dem allerdings furchtbaren deutschen Schulpedanten überfallen habe, daß er das „vom Rechte" so kräftig mit „von dem" wieder aufnimmt? Nun wird mir doch hoffentlich keiner mehr dreinreden können, scheint er zu meinen, es sei nicht klar genug, ob „vom Rechte" de jure oder de illo jure besagen solle.

Nahe verwandt, aber freilich allgemein der deutschen Volksrede gemäß, daher von Grammatikern, wie Gottsched, Adelung, Campe, verpönt[1]), ist das bloße an und in für

[1]) Heynatz z. B. dekretirt Antibarbarus 2, 463: an Tag legen... muß heißen an den Tag legen. — Warum muß es denn?

an den, in den. Also „führ die Pferde in Stall" und dergleichen. Das hatte Goethe wohl Zeitlebens an sich, und erscheint es im „Jungen Goethe" häufiger, so liegt es wohl daran, daß dem die Jenenser und Stuttgarter Correctoren mit ihrer Schulweisheit nicht beikamen.

Im J.G. 3, 259 „daß ich dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte". Ebendort 368: „und sich wieder an Pult stellte". 371: „warf's in Ofen".

Im J.G. 3, 640 (Stella) steht „und so ward das Mädgen von Kopf bis zun Solen ganz Herz, ganz Gefühl". Die Schreibung zu'n hat schwerlich Goethes Autorität für sich, der doch auch nicht „an'n Tag" geschrieben hätte. Es gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten des deutschen Schulpedanten, daß er uns verbieten will zun zu sagen und gar zu schreiben, da wir doch zum sagen dürfen. Erinnerte man ihn an Jacob Grimm (s. dessen Brief an Wilhelm S. 390 „Bruns Beiträge zun Rechten des MA's", er zuckte, denk ich, die Achsel mit einem: nun ja, die Grimm waren eben absichtliche Antiquitätenkrämer, die unsere Sprache gern so erneut hätten, wie etwa Varro das alte Latein. Antiquirt ist aber sogar das gute zun kaum zu schelten, haben doch Prediger noch im vorigen Jahrhundert, im 18ten mein ich, citirt: „Paulus zun Korinthern", „zun Philippern" u. a. Daß es Luthern und seiner Zeit ganz geläufig war, bedarf keiner Belege, Widmann in seinem Faustbuche bietet es oft und öfter — es ist nicht etwa Druckfehler — nach sächsischer Unart als zum, z. B. „zum Füssen bey seinem Bett", „zum Chorinthern". So finde ich noch in einem 1711

gedruckten deutschen Balthasar Grazian „zum Füssen geleget". Ja sogar Lichtwer 122 dichtet noch:

> sein Rohr . . . . . .
> lag ihm zum Füßen aufgespannt
> (vgl. WB VIII, 1125, wo das nicht bemerkt ist.

Man sagte mir, in Leipzig höre man heute noch „Gasthof zum Drei Ziegenböcken". Der Verfasser der Rockenphilosophie, auch ein Sachse, sagt Nr. 566: „e. g. im Winter sagt man zum Kindern". Er meinte natürlich zun Kindern, wie Luther (z. B. Tischr. Bindseil-Förstemann 4,51; 4,68).

Im Jahre 1714 am 29. Juni erlebte die Stadt Naumburg eine böse Pulverexplosion und große Feuersbrunst. Einem der Opfer dieses Unheils setzte man auf den Grabstein:

> Des Feüers Macht ist schuld daran,
> Daß ich zum Sternen steigen kan
> (s. Mitzschke, Naumb. Inschriften S. 391.)
> So werdet ihr wie ich, eingehn zum ew'gen Freuden.
> (1752 Dec. ebenda S. 419.)

Eine merkwürdige Iteration der Präposition kannte unsere ältere Sprache in der Bindung mit dem Pronomen ihm und ihr: zuozim und zuozir, d. i. zu ze ihm und zu ze ihr. Seltsam verkehrt erscheint 1608 dafür zum ihm, s. den von Wolfhart Spangenberg verteutschten Ajax Lorarius v. 387:

> So will ich nun, daß du hingehst
> Zum ihm, jetzt balt, auffs aller ehst.
> (s. Lit. Ver. 212. Publication S. 18.)

Doch hier mögen lieber noch einige Hans Sachsische Stellen stehen, die uns wieder zu Goethen leiten.

(Ich) Schwer dir zun göttern einen eyd. 16, 90, 8.
Als ob sie auß der götter thron
Auff erden wer zun menschen kumen. 12, 282, 39.

[213, 5 und 26 steht wieder der so häufige Saxonismus zum leuten für zun.

Aus Burkhard Waldis Esopus notire ich nur: 3, 92, 196:

Und nach gebür zun ehrn gesetzt

ferner 4, 66, 190:

Weil euch zun dingen ist so gach.

Ein fliegendes Blatt von Wilhelm Tell (s. im Wunderhorn, Recl. 383) beginnt die 19. Strophe:

Da fing sich an zu wehren
Die werthe Eidgenoßschaft; [l. Eidgnoschaft]
Man griff gar bald zum Gewehren,
Der Feind, der kam mit Kraft;

Für unser „zu Zeiten" galt „zun zeiten" (z. B. Lindener, ed. Lichtenberg S. 38 u. 47).

Aber wie zu mit dem, den, ihm, ihr zusammen [Hans Sachs durfte sagen zam oder zamb] wachsen konnte, so auch mit dem Genitiv des, und es wundert uns nicht, auch dies bei Goethen anzutreffen. In dem herrlichen, an glücklichen Repristinationen der Sprache Hans Sachsens so reichen Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" lesen wir (B. 127 fgd.):

Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zus Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschauen
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.

In einem alten Auffahrtsliede hieß es:

Er sitzt zus Vaters Rechten,
da theilt er aus sein Knechten

seines Geistes Gab und Genad,
daß uns kein Sünd, noch Teufel schad.
Hallelujah!

Goethen den Apostroph hinter das u zu häkeln, halt ich für unnütz.

Für die Textkritik ist bei Goethen darauf zu achten, daß er sich mit Apostrophen selten, auch mit genauen Interpunkten und der sogenannten Orthographie sicherlich nicht in dem Maße aufgehalten hat, als der Schulmeister gern sähe. Es bleibt somit freilich Spielraum genug für die Auffassung, und giebt wohl auch Fälle, wo Goethe selber, wenn man ihn citiren könnte, uns antworten möchte: laßt mich zufrieden, ich weiß jetzt selber nicht mehr, wie mirs ursprünglich vorschwebte. Und ihr habt ja Herrn Dünßer dazu. Trotz aller Kühnheit der Sprachbehandlung des jungen Goethe, sagen wir des Goethe bis an die Italienische Reise heran, trotz aller jener Sorglosigkeit, giebt es eigentlich controverse Stellen sehr wenig, und Nüsse zu knacken giebt erst der alte Dichter die Fülle. Doch hilft schon das laute Lesen des als Rede, nicht als Schreibe, gedachten. Was gemeint sei, wird höchst selten zweifelhaft bleiben, wenn man dem Dichter nur die Achtung erzeigt, die er fordern darf, sich in seine Empfindung, in seine Anschauung zu versetzen, nachzudenken, was er vorgedacht. Dem Pedanten kann nichts plan genug sein, er halte sich an die platten und glatten und lasse Goethen sein.

Goethes Wortschatz ist so unendlich reich, daß alle andern Dichter neben ihm wie Bettler dastehen. Da denk ich aber so wenig an Hans Sachs, daß vielmehr der

neben Luther und dem unerschöpften Born des mütterlichen Gespräches zu den springenden Quellen zu rechnen ist, die seine Rede befruchten.

Goethe liebt es, zwei und selbst mehrere Worte dadurch als Einheit zu kennzeichnen, daß er nur dem letzten oder „letztesten" — so steigert er ja noch den Superlativ — die Flexion gönnt. „Gebraucht das groß und kleine Himmelslicht", heißts im Vorspiel auf dem Theater (203). Vgl. in Hans Sachsens poetischer Sendung: „Schleppt hinter sich an einer Leinen Alle Narren, groß und kleinen." Freilich bot der erste Druck, aber wohl auf Wielands Geheiß, „Großen und Kleinen". „Durch Nerv und Adern" Faust 1,80 meint natürlich auch „Nerv" als Plural, der Dichter hätte dasselbe erreicht mit „Durch Nerv und Ader". Ich sehe nicht ein, wozu man nun den Apostroph an „Nerv" schieben, oder gar mit Düntzer: „Nerv'=" schreiben müsse. Oder muß der heutige Mensch immer mit der Nase drauf gestupft werden?[1]) Es scheint ja so, und zu volksmäßigen Wendungen, wie: „wenn Noth an Mann geht" brauchts der Glosse: „an Mann" für „an den Mann". Las doch Lachmann in einem Lessingschen Briefe Bd. 12, 189 „Ich hoffe ohnedem nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren am Nagel gehangen, und wolle mich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando

---

[1]) So ist im Divan 1, 4 „Nord= und südliches Gelände" fast parallel dem Doppeladjectiv „weftöstlich". So „alle Tag und Nächte", wo m. E. auch nicht „Tag'" zu setzen wäre. „Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh und =Schmerzen" Hmpl 3,313. Hundert andere Belege wären hierzu beizubringen.

widmen." [30. 11. 1763.] Nun sicherlich, Lessing hat **nicht** so geschrieben, sondern „an Nagel", genau so, wie S. 664 ganz richtig zu lesen steht (an Fr. Hr. Jacobi, 4. 12. 1780) „Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameral=geist ganz an Nagel, und setzen sich ruhig hin, und voll=führen Ihren Woldemar."

So Goethe 30, 173 (Cotta 1867) „komm, laß uns in Garten gehn!" — Doch genug! —



V.

Kleine Beiträge

zu

Goethes Gesprächen.

Von

August Sauer.

❧



Durch Zufall bin ich vor kurzem in einem verhältnißmäßig verbreiteten Buch auf ein in Biedermanns Sammlung fehlendes Gespräch Goethes gestoßen (vgl. Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Prag 1899 S. 154 ff.). Seitdem achte ich mehr als früher auf solche Splitter und habe mich zu meinem großen Erstaunen davon überzeugen müssen, daß nicht einmal die Goethe-Litteratur im engeren Sinne für die Sammlung der Gespräche vollständig ausgenützt ist. Derjenige, dem wir die vielleicht bedeutsamste Bereicherung dieses kostbaren Schatzes seit Riemers und Eckermanns Tagen verdanken, möge es sich daher gefallen lassen, daß ich an dieser Stelle blos auf einige bisher übersehene Gespräche Goethes hinweise, wobei ich mich natürlich nur auf solche Werke beschränke, die vor dem Abschluß der Biedermannschen Sammlung liegen und die daher deren Fortsetzer oder Neubearbeiter abermals entgehen könnten.

1. In Sternbergs Selbstbiographie (Leben des Grafen Kaspar Sternberg, von ihm selbst beschrieben, herausgegeben von F. Palacký, Prag 1868), S. 120 f. wer-

den die Anfänge des Verkehrs zwischen Goethe und Stern- berg erzählt; darunter besonders eine hübsche Äußerung von Goethe: „Als Frau von Levetzow ihn über diese neue Bekanntschaft befragte, antwortete er: Wir haben beide den Donnersberg (Milleschauer Berg bei Teplitz) bestiegen, ein jeder von einer andern Seite, auf verschiedenen Wegen, sind aber beide glücklich auf der Zinne angekommen.“ S. 125 f. Sternbergs Besuch in Weimar im Jahre 1824; S. 138 f. sein Besuch ebenda im Jahre 1827: „es fand sich ... Gelegenheit, täglich mit dem verehrten Freunde einige Stunden zuzubringen und Spazierfahrten vorzu- nehmen. Ich theilte ihm meinen Plan wegen der Ver- sammlung der Naturforscher mit; er billigte meine Ansicht, und ermuthigte mich recht sehr, eine nähere geistige Ver- bindung zwischen Süd- und Norddeutschland im ausge- dehntesten Sinne zu vermitteln. Wir fuhren eines Tages zusammen nach Tiefurt, dem Lustschloß und Garten der Herzogin Amalie, Mutter des Großherzogs, wo Göthe seine Jugendjahre in Gesellschaft von Wieland, Herder, später auch Schiller rc. verlebt hatte. Herr von Knebel, sein ältester Freund, hatte diese nun 50jährigen Bäume gepflanzt; die Bilder der Vorzeit zogen an seinem Geist vorüber: hier hatte Wieland gesessen, dort Herder einen Aufsatz gelesen, da wurde ein Stück von Göthe aufge- führt; es verjüngte sich die Zeit um ihn her, er sprach mit Wärme herrliche Worte; ich werde diese Stunden nie vergessen.“

2. Zaupers werthvolle Studien über Goethe (Wien 1840) bergen im zweiten Bande viele mündliche Äuße-



rungen von ihm: S. 129: „‚Das läßt sich nicht lehren, man muß es thun‘, sagte mir Goethe“. — S. 136: „Das Schematisiren, welches Goethe so gewohnt war, ist ein treffliches Mittel einer logischen, reichen Erfindung, und der Verfasser dankt es seinem Lehrer sehr, der die rhetorischen auch wohl poetischen Arbeiten seiner Schüler durch dieses Mittel so zweckmäßig leitete. Goethe machte mich auch besonders auf die Chria aufmerksam — sie ist eben nichts anders, als ein Schema — von der er erinnerte, sie sey seinem Sohne als Sprecher so nützlich gewesen; er empfahl mir dringend diesen rhetorischen Leisten für die Schule, und ich habe seinen Rath vielfach bewährt gefunden.“ — S. 143 über den Componisten Tomaschek: „Goethe äußerte sich über ihn überaus günstig, indem er im Allgemeinen über den glücklichen Bund, der Dichter und Musiker verbrüdere, mit lebhaftem Antheil sich äusserte“ (vgl. Tagebücher 8, 224. 287). — S. 169: „Goethe sagte mir: ‚Bis die Folgezeit Sie aus meinem Kreise in andere Kreise zieht‘.“ — S. 176: „Goethe wollte durchaus nicht haben, daß der Verfasser seine Poetik nach und nach vermehren, verbessern sollte. Sollte es ein organisches Ganze seyn, so war es einer eigentlichen Verbesserung nicht fähig, sie mußte bleiben wie sie war“. Das darauf Folgende stammt aus Goethes erstem Brief an Zauper (vgl. S. 218). — S. 193: „Unter anderen Gesprächen in Marienbad, führte Goethe'n der Verlauf derselben auch auf höhere religiöse Gegenstände, deren Inhalt mir, leider, nicht mehr ganz gegenwärtig; doch höre ich noch die Worte: die Erbarmungen Gottes,

wobei er mit dem seelenvollsten Auge hinausschaute, ein Himmel klärte sich in diesem Blicke auf!" — Nicht unwichtig scheint mir auch folgende Stelle S. 196 zu sein: „Noch erinnere ich mich wohl, wie mir Goethe, in Verfolg des Gespräches, eines seiner Gedichte aus dem Gedächtnisse deklamirte. Das Gedicht wüßte ich nicht mehr hervorzurufen, aber der Vortrag ist mir lebendig geblieben. Es war keine prätentiöse Deklamation, es war bloß ein lebhaftes, aber sehr eindringliches Sprechen, etwas noch Lebendigeres, als ich es an Tieck wahrgenommen, den man doch für den vorzüglichsten Anagnosten hält. So ist mir denn von all dem Schönen, das ich in jenen Stunden genossen, das Besonderste meist vergangen, aber der Begriff ist mir geblieben, und das sey mir genug." — S. 196 f.: „Durch Eckermann's Gespräche werde ich wieder lebhaft an Goethe erinnert, und an jene Zeiten schönen Zusammenseyns. Vieles, an das ich nicht mehr gedacht, taucht wieder auf; was über Schiller gesagt wird, wiederholt sich mir fast wörtlich zur schönsten Bestätigung; sein zu wenig Motiviren, sein riesenmäßiges Wachsen an Kenntniß von Tag zu Tage. Nur das wollte Goethe nicht gelten lassen, als habe Schiller sich in innerer Unzufriedenheit, in einem zu gemüthlichen Zwiespalt mit der Welt, und Verdruß allmälig aufgezehrt; denn gewiß ist es, daß die Seele häufig den Körper bedingt, mit vielen seiner Schwächen, und daß die gegenseitigen Wirkungen, besonders die psychischen auf die somatischen, wohlthuend und schädlich einwirken mögen. Goethe, der das durchaus besser wissen mußte, gestand bei aller Gesundheit der Seele

Schiller's bloß ein ihm angeborenes, organisches Verderben." — S. 197: „Es ist mir noch immer lebhaft erinnerlich, wie ich mit Goethe an dem unteren Gloriet in Marienbad nächst der Mühle lange auf- und abging; er fragte, wohl meine Gesinnungen zu erforschen, über Wissenschaft und Literatur in unseren Landen vieles. Darauf führte er mich höher hinauf, es war am Morgen, wo man an der linken Seite des dort anfangenden Ortes, ganz Marienbad im halben Kreise erschaut. Dann hieß er mich nächst dem Karolinenbrunnen auf einer Gartenbank neben sich niedersetzen, und unser Gespräch betraf den Unterricht, die Schule. Es war mir ein recht belehrendes, erfrischendes Gespräch. Er hatte, fast möchte ich so sagen, hier alle seine Würde und Hoheit vergessen, und war ungemein traulich geworden. Ich hatte fast nur aufzuhorchen mit ganzer Seele, und ward ganz zum gelehrigen Kinde. Ein andermal wieder saßen wir im Gespräche unter der Kolonnade des Kreuzbrunnens, die herrliche Aussicht gegen Südost, die sich so allmälig hinablehnt und senkt, rechts und links die dunklen Fichtenhöhen, der Himmel war dabei ungemein heiter und sommerlich; kleine nettgekräuselte Schäfchen schwammen ruhig in der himmlischen Atmosphäre. Das gab Gelegenheit, manches über Wetterveränderung zu sprechen, ein Lieblingsthema Goethe's." — Vielleicht beruht auch S. 199: „Goethe schickte Wielanden für seinen Oberon einen frischen Lorbeerkranz" auf mündlicher Mittheilung; vielleicht auch die Stelle S. 204 f.: „Goethe scherzte selbst darüber, wie die Unpoetischen, die in alten Büchern den bearbeiteten Stoff seiner Werke aufsuchen,

kindischfroh ausrufen: da haben wir ihn! so mit Faust, mit Schillers Kapuzinerpredigt, mit Hermann und Dorothea etc." Die Äußerungen sind auf die drei Zusammenkünfte Goethe's mit Zauper, 6. August 1821, 30. Juni und 1. Juli 1822, 19. und 20. Juli 1823 zu vertheilen (Tagebücher 8, 87. 212/3; 9, 79.) Ob die mit seiner Chiffer (G.) bezeichneten Sprüche mit den früheren Drucken völlig übereinstimmen, habe ich nicht nachgeprüft; es müßte aber wohl einmal geschehen.

3. Georg Reinbeck hat seinen Weimarer Aufenthalt im Jahre 1806 kürzer als in seinen von Biedermann ausgezogenen „Reiseplaudereien" auch in dem Aufsatz: „Mein dramatischer Lebenslauf" (Dramaturgische Abhandlungen, Coblenz 1822 S. IX—XCII) beschrieben. — S. LVIII findet sich daselbst eine Äußerung Goethes über Reinbecks Posse „Herr von Hopfenkeim" (vgl. Gespräche 2, 104): „Wenn es gelänge, bei dem Publikum damit Eingang zu finden, so sey die Bahn zum Hochkomischen gebrochen, welches der deutsche einseitige Ernst noch immer sich nicht wolle recht nahe kommen lassen." — S. LXXVIII f. über Reinbecks ersten Besuch bei Goethe (vgl. Gespräche 2, 104): „In Hinsicht des Theaters wünschte er, daß ich die Bekanntschaft des braven Komikers Becker machen möchte, der die Schule, in welcher er war, mit Geist benutzt hatte, und damals der Bühne als Regisseur vorstand." — S. LXXXI ff. über die Abendgesellschaften bei Johanna Schopenhauer mit Goethe als Mittelpunkt und über die Vorlesung seines Lustspiels „Er muß sich mahlen lassen" in diesem Kreise (vgl. Gespräche 2, 151 ff.).

4. Der geschwätzige Holtei hat alle seine Erlebnisse meist doppelt und dreifach erzählt und wie weit seine Phantasie dabei mit im Spiele war, wird oft schwer zu entscheiden sein. Immerhin muß der Abschnitt „Damals, in Weimar!" in seiner „Nachlese" (Breslau 1870) 1, 1—70, (nach S. 35 zuerst im „Salon") zu einer Ergänzung der Gespräche herangezogen werden, besonders S. 6: „Hab' ich's doch später aus seinem eigenen Munde vernommen, wie peinlich solche unvermeidliche, vom Weltruhme unzertrennliche Scenen ihm gewesen sind!"; S. 11 f.; S. 21: „Um so wärmer war er (Ampère) von Goethe empfangen worden. Ja, dieser hatte ihm sogar die unerhörte Auszeichnung erwiesen, ihm einige Scenen aus dem in den zweiten Theil von Faust gehörigen Zwischenspiel „Helena" vor kleinstem Zuhörerkreise vorzulesen, und bei den Eingangsworten: ‚Bewundert viel und viel gescholten, Helena' wacker auf den Tisch geschlagen, mit geballter Faust, was nach Ampère's Versicherung wie ein Karthaunen-Signalschuß geklungen, zu gespannter Aufmerksamkeit mahnend." S. 7 citirt Holtei eine Äußerung Max Maria von Webers über einen Besuch seines Vaters bei Goethe, die ich jedoch in den beiden Bänden des „Lebensbildes" (Leipzig, 1864) vergebens gesucht habe. Wohl aber fehlen auch die in jenem Werke enthaltenen kurzen Berichte über Webers Begegnungen mit Goethe (Band 1, S. 327. 382. 385) in Biedermanns Sammlung. Den wichtigen Brief des Freiherrn von Schuckmann an Reichardt aus dem Jahre 1790 über Goethe, den Holtei hier S. 10 nach seiner eigenen älteren Publication in Westermanns Monatsheften 1865 ab-

druckt, hat seitdem Adalbert Hoffmann in seinen Schriften über Goethes schlesische Reise wiederholt und die daran sich schließende Polemik hat hinlänglich dafür gesorgt, daß diese Gruppe von Quellen in der Fortsetzung der Gesprächssammlung nicht weiter vernachlässigt werden dürfte.

VI.

Zwei Briefe Bettinas.

Mitgetheilt

von

Erich Schmidt.

Herr Professor Dr. Freiherr v. Hertling war so gütig, mir zu freier Benutzung die folgenden Blätter zu überlassen, die an seine Großmutter, Bettinas jüngere Schwester Meline Brentano (geboren 1788, seit 1810 Frau v. Guaita), gerichtet sind und die ich nun dem werthen weimarischen Freund und Mitarbeiter ohne gelehrten Apparat unter die am siebzigsten Geburtstag sich häufenden Gaben lege. Der erste unbedeutendere Brief hat seinen Reiz in dem kindlich ausgesponnenen Plan, Goethe zu besuchen, den Bettina dann 1807 von Angesicht zu Angesicht sah. Ist er in Cassel bei den 1805 verheirateten Jordis geschrieben? An frühere Zeit zu denken verbietet schon die Erwähnung des 1804 ff. herausgekommenen Schleiermacherischen Platon, der hier zwischen Christian Weises Erznarren und Tiecks Sternbald figurirt. Reinhold Steig weist mir nun freundlichst unter anderm nach, daß B., deren Marburger Aufenthalt bei Savignys nicht in Betracht kommen kann, im März 1806 zuerst, doch nur flüchtig, in Cassel war, dagegen 1807 sechs Monate bis Mitte Juli bei Jordis verbrachte, daß also unser eine längere Entfernung voraussetzender Brief dieser Zeit angehören muß. Die Gelegenheit mochte um so günstiger erscheinen, als Christiane v. Goethe damals in Frankfurt weilte. Nach Vereitelung des ersten

Planes nahm Jordis die sehnsüchtige Schwägerin auf eine geschäftliche Eilfahrt nach Berlin mit, und die Rückreise schenkte ihr am 23. April den Besuch bei Goethe. Die erbetenen Geleitworte der Frau Rath sind ja wohlbekannt. — Der zweite Brief muß das allgemeinste Interesse wecken durch die herrliche Schilderung, welchen Wandel die Freiheitskriege im Berliner Leben vollzogen; diesen mit humoristischen Schnörkeln ausgestatteten Bildern einer großen Prüfungszeit schließt sich ein reizendes Geplauder aus der ländlichen Kinderstube an. Das Datum können wir leicht feststellen: Wiepersdorf im Juli 1814, denn der zweite Junge, Siegmund, ist neun Monat alt.

1. „Herr Hoffmann": Bettinas Offenbacher Lehrer, der „Klavierhofmann" (Frühlingskranz S. 145, Günderode S. 92. 382 u. ö.). Luise und Claudine Piautaz in Frankfurt; Cl. von Clemens besungen. „Die Marie": Georg Brentanos Frau, geb. Schröder, 1803 verheiratet; Franz Brentano, das Oberhaupt der Familie, geb. 1765, verheiratet mit Antonie v. Birkenstock aus Wien.

2. Arnim beim Landsturm, s. Steig, A. u. Brentano S. 312. Karl Phil. Heinr. Pistor, Geh. Postrath, hervorragender Techniker, 1778—1847; A. und Clemens hatten bei ihm lang an der Mauer- und Behrenstraßen-Ecke gewohnt. Das kleine Gartenhaus, worin das junge Ehepaar A. wohnte, gehörte zum Vossischen Palais an der jetzigen Mündung der Voßstraße auf den Wilhelmsplatz (Steig). „Belly": etwa der 1810 mit Marie Gontard verheiratete Frankfurter Peter Belli? Bertha von La Roche wohl eine Tochter des Oheims Karl. „Gundel":

Schwester Kunigunde v. Savigny, geb. 1780. „Lulu": Schwester Ludovica Jordis in Cassel, geb. 1787, vermählt 1805, später geschieden. Helene, Tochter von Franz Gontard in Frankfurt. Pauline und Charlotte Servière, Familienfreundinnen, vertraut mit Caroline v. Günderode, auch mit Goethe. Niklas Vogt, der in Briefen Bettinas oft erwähnte Historiker und Dichter. „Kästner": Sohn der Lotte Buff-Kestner, A.s Göttinger Studienfreund. Mit Bethmanns, Schlossers, Willemer u. s. w. hatten Arnims Ende 1811 und 1812 in Frankfurt verkehrt. — Freimund v. Arnim geb. Mai 1812; Siegmund geb. 2. Oct. 1813, Arnim (Steig S. 339): „Mein zweiter Junge ist ein Engel"; der dritte, Friedmund, ward am 9. Febr. 1815 geboren.

1.

[Cassel, Frühjahr 1807.]

Lieber Linster hier hab ich dir den Henry hingezeignet [Profil], du kanst es ihm zeigen, als einen Beweiß daß ich ihn noch nicht vergeßen habe. Gelt ich hab dir lang nicht geschrieben, und hab dir nicht gedanckt für alle freundliche Besorgung meiner häufigen Aufträge, und bin nun so unartig schon wieder mit tausend Comissionen dich zu beschwehren, doch dieses soll mich entschuldigen, erstens: hat Herr Hoffmann von mir noch einen Theil von Shackspear und einen von Ovids verwandlungen, diese beide mögt ich gern haben, dann hat er noch die 3 Erz-Narren, ich weiß überhaupt nicht ob er noch andere Bücher hat, du kanst ihn ja fragen, und wenn etwas von meinen

zurückgebliebnen Büchern ihm anständig ist, zu lesen, zum Beispiel Plato von Schleiermacher, so gieb es ihm, nun hab ich auch noch zwei Exemplare von Sternbald in meinem Bücherschranck, daß eine davon ist neu in grün Papier eingebunden, dieß schick mir.

Dencke dir, alter, aber behalte es für dich, ich habe hier eine sehr schöne Gelegenheit ob zwar nur auf zwei Tage nach Weimar zu gehen mit einer ungefehr 40jährigen Stiftsdame, deren Gesellschaft zwar nicht die aller angenehmste besonders für mich ist, da sie sehr ernsthaft und gar nicht Spaßhaft aussieht, ungefehr so wie die Luise Piautaz ehe man sie genau kennt, doch aus allem dem mache ich mir nichts, es dauerte nur 8 Tage und ich hätte die unendliche Freude diesen schon so alten, sehnlichen Wunsch zu befriedigen, ich bitte dich und die Marie, vor welcher ich mich so oft über diese Sehnsucht äuserte, und die immer so herzlichen Antheil daran nahm, wenn ihr beide etwas über den Franz vermögt, es zu thun. Da die Dame mit welcher ich die kleine Reise mache hier einer algemeinen Achtung genießt und auch besonders in Rücksicht der Öconomie sehr respectable ist, worin ich mich ihr denn ganz überlassen würde, so kann ich mir nicht dencken daß mir es Franz abschlägt, nur in der Hinsicht zweifle ich noch, weil meine Freude und Glückseeligkeit gar zu groß wär. Wenn es der Franz erlaubt, Meline, so gehe zur Göthe und sage es ihr, ich weiß daß es ihr eine große große Freude machen wird, und sag ihr auch daß sie mir einen Brief an den Sohn geben soll, Ach so weit sind wir noch nicht.

Dem Savigny schreib ich bald. noch eine Bitte, schicke mir doch einen Patentzopf. Dann wenn die Reise erlaubt wird, so lasse mir bey Hr. Baumbach auf das schleunigste zwei paar Schue machen wie meine rothe Samtne, von schwarz oder grauem [über gestr. rothen] zeug und dann noch ein paar Schwarze Sametschue.

2.

[Wiepersdorf, Juli 1814.]

Lieber Linster, ich habe aus deinem Brief an Savigny ersehen daß du nicht ohne Häußliche verlegenheit bist; was auch immer für Schicksale und Wiederwärtigkeiten einem beschehrt sind, so sind die welche die Kinder betreffen immer die unerträglichsten und ich bedaure dich darum herzlich daß dein kleinster schwächlich ist; wir haben in diesen Jahren auch manches hier bestanden, wozu ich nicht noch einmal Lust habe; ich würde dir manches erzählen, wenn es mir nicht noch selbst die Zähne stumpf machte; eine böße Zeit war das vorige Frühjahr und Sommer, wo ich Schwanger, Freimund kräncklich und unmuthig, nur eine Magd, ohne Geld, jeden Augenblick erwarten muste daß mich Arnim verlassen muste um vor den Feind zu tretten, ja damals war eine böse Zeit, und ich hatte da viel Thränen zu verschlucken, viel Betrübniß zu verbergen; und ich kann noch nicht begreifen wie glücklich ich durchgekommen. Da Arnim als Freiwilliger sich bei der Landwehr gestellt hatte, und nur durch den Zufall daß alle Offizierstellen besezt waren, und er nach dem Befehl des Königs nicht unter dem Offiziersrang dienen konnte,

ist er nachher beim Landsturm als Hauptmann und zu Lezt als Comandant gewesen; denck dir das in diesem Krieg 5 oder gar 7 Arnims Tod geblieben, von denen man nie gleich wuste aus welchem Hauß sie waren, wie viel Angst und Schrecken hätte ich da allein gehabt. — Nun ist das schlimste vorüber und die Wunden werden nach und nach vernarben; manches hat uns die Zeit gelehrt, was wir unter andren Umständen viel schwehrer erlernt haben würden. ich kann jezt mit einer Schüssel Mittags auskommen, ich kann grobe Strümpfe und geflickte Hemder Tragen, und brauch keine battistne Sacktücher mehr, auch Arnim hat in den Landsturmszeiten die verfluchten franzößschen jabots von seinen Hemden gerissen, an denen man immer zu kneipen und zu fältlen hatte, kurz der Luxus ist bei uns und bei den meisten honetten Leuten so verbannt, daß es beinah überall wie bei Diogenes im Fasse aussieht, mein Silbernes Pathengeschenck von der alten Bettmann, in deren Garten du jezt wohnst, hat sich auch damals in einen freiwilligen Reiter verwandelt; mein ganzer, kleiner Haußhalt lebte einmal 3 Wochen lang von einem Sattel und einem paar Pistolenhalftern. zu der Zeit wo die Russen vor der Stadt lagen und die Franzosen drinn, war der Garten der mein kleines, Hauß umgab mit französischen Schildwachen bedeckt um zu verhindern daß der französische Commandant nicht durch die Russen gefangen wurde (dieser logierte nehmlich in dem großen Hauß zu dem der Garten gehörig). Da konnte ich mir alle Augenblicke erwarten daß mein Hauß von Franzosen besezt und von Russen belagert wurde, Arnim war fort-

während in Geschäften ausser dem Hauße, und ich exerzierte mich den Tag oft genug mit einem großen Säbel um mich zu hauen, um im Fall der Noth meinen Hieb nicht zu verfehlen. wärend Land Sturm und Landwehr in Berlin errichtet wurden war auch ein seltsames Leben da, da waren alle Tage auf offner Straße Männer und Kinder (von 15 jahren) von allen Ständen versammelt die dem König und Vaterland schwuren in den Tod zu gehen. mich hats manchmal bis ins Marck der Knochen geschaudert wenn ich im vorbeigehen auf großen sonst einsamen Pläzzen einen solchen Eid, darauf ein herzliches vivat gegen Himmel schallen hörte. auch war es seltsam anzusehen wie bekannte Leute und Freunde mit allen arten von Waffen zu jeder Stunde über die Straße liefen, so manche von denen man sichs vorher kaum dencken konnte daß sie Soldaten wären, stelle dir z. B. in gedancken Savigny vor der mit dem Glockenschlag 3 wie besessen mit einem langen Spieß über die Straße rennt (eine sehr algemeine Waffe bei dem Landsturm), der Philosoph Fichte mit einem eisernen Schild und langen Dolch, der Philolog Wolf mit seiner langen Nase hatte einen Tyroler Gürtel mit Pistolen, Messern aller art und Streitäxten angefüllt, der Theolog Marheinecke dessen du dich vielleicht noch aus Heidelberg erinnerst war auch Hauptmann, Pistor den du auf einer Reiße must kennen gelernt haben Trug einen Panzer von Elendsthierhaut mit vielen englischen resorts, einen Spieß und zwei Pistolen, dieser war auch Hauptmann und exerzierte seine companie alle Tage vor meinem Hauße. Bei Arnims companie fand sich allemal ein Trupp junger

Frauenzimmer die da fanden: daß das militair wesen ihm von vorne und hinten gut anstand. Nun hatten wir noch ein project unsere geliebte Vaterstadt Frankfurth am Main auch in der Landwehr zu verherrlichen welches uns aber zu Wasser wurde. Belly war nämlich wärend diesen unruhigen zeiten wohl schon zwanzigerlen Schmuggelwege herum gekreuzt und gequert. Leute aus allen Landen waren schon unter den freiwilligen. wir fanden seinen fetten Bauch grade recht um als Falstoff ein Schlacht und Erinnerungsopfer der guten Stadt Frankfurth in der Landwehr zu werden, zumal da der Befehl gegeben war, alle Leute welche Geschäfte und Gewerbe in Berlin Trieben sie seyen wo her sie wollen mit zum LandSturm zu ziehen; aber das Unglück wollte (sey es nun, daß er gar keine Ahndung von dem ihm bevorstehenden Glück und Ehre gehabt, oder: daß er sie gehabt; und eine zu große väterliche Liebe zu seinem gut genährten gut gerathenen Bauchkind ihn dazu veranlaßte) kurz das Unglück wollte daß er (vielleicht glaubt er zu seinem Glück) schon eine Stunde weg war, als man ihn eben zum Feldwaibel erwählen wollte; dieser gute General Fleischmann und Mondeguguli hatt mich ziemlichst geärgert, weil er wie ein mit Malz gemästetes Sch. unter lauter gierigen jagdlustigen Bullenbeissern herum ächzte und krächzte.

Die Damen spielten während dieser Zeit auch keine unbedeutende Rolle, viele waren bei dem verbinden der verwundeten geschäftig, ja bei der Belaagrung von Spandau waren mehrere von allen Ständen hinaus gefahren mit Leinen, um dort den plessirten zu helfen und da dieß

nicht hinreichte zogen sie ihre Hemden aus und machten Bandagen, compressen pp daraus, in der Stadt sah man sie laufen mit HenckelKörben voll Wein am Arm, ihre Mägde hinter drein mit rauchenden Suppentöpfen, mehrere zusammen hatten sich immer einen Saal im Lazareth genommen das sie versorgten. im Anfang wurde nur für die Nothdurft gesorgt, späterhin auch für das Vergnügen, es wurden ihnen Zeitungen gehalten, Blumen gebracht pp. Bertha Laroche und ihre Tante Malgen Stein waren bei der Wäsche angestellt, sie saßen von Morgens 8 Uhr bis Abends 5 im Lazareth und flickten Hemden, benähten Bandagen pp, und da konnten sie nicht nach Hauß laufen zu Mittag essen, denn es ist von ihrer Wohnung so weit wie Offenbach von Franckfurth, sie musten mit einem trocknen Stück Brod und Fleisch was sie mitbrachten vorlieb nehmen. zwei junge Mädgen sehr hübsch sehr interessant, die eine 18 die andre 22 Jahr alt sind Opfer ihres Patriotismus geworden, man hat nach ihrem Tode ihre Büsten gemacht und sie öffentlich ausgestellt, allein dieses erweckte den Eifer vielmehr, als daß es gewarnt hätte. die Gundel hatte ein insipides Geschäft in ihrem eignen Hauße, nehmlich Bandagen zuschneiden aus neuer Leinewand auf dem Faden geschnitten nicht breiter wie zwei Finger, von zehen zwanzig dreisig und fünfzig Ehlen Länge, die schickte sie denn überall hin wo Schlachten geliefert waren, es ist eine beschwehrliche Arbeit in die Länge wobei einem die Hände anschwellen. auch lieverte sie ungemein viele Stiefelstrümpfe, ich glaub es reichen keine Hundert und Fünfzig paar, die sie theils stricken ließ theils häckelte, anderthalb

paar machte sie in einem Tag fertig. lieber Linster, das war eine zeit voll Geschäfte, man konnte sich kaum umsehen, und doch war jedermann gesunder und stärcker wie sonst, Savigny der Morgens um halb 4 Uhr aufstand, nach dem Schießplaz rannte (er war gemeiner in einer Schüzzencompanie), von da nach seiner Comission wo er oft vor 6 Uhr nicht zum Mittagsessen kam und nach Tisch gleich wieder fort, meistens bis Mitternacht, ja oft noch länger da zu thun hatte, hat sich nie wohler befunden als in dieser Zeit; auch Arnim, und man war behaglich wenn man sich sah, ein jeder fühlte sich und seine Kraft, er fühlte daß sein Glück nicht von äuseren Dingen abhänge, von glanz, von Reichthum, ein jeder war der Schmiedt seines Schicksals, die Überzeigung daß er seine eigne Freiheit erhalten könne.

Schreib mir doch noch etwas genaueres von der Lulu ob und wann sie zu Euch kömmt, ich wünsche von Herzen daß ihre Versöhnung erst durch gegohren, und den alten Sauerteig ausgestossen haben möge, damit das gebräu endlich ein mal genießbar werde; aber da kann mancherlei passieren was gar nicht unnatürlich seyn würde.

Schreib mir auch von der Tonie und ihren Kindern und ob sie sich jezt besser gefällt in Frankfurth, und ob der Franz auch recht gut gelaunt ist, so auch von Marie und George, und ob ihr recht gesellschaftlich und behaaglich zusammen seid; wenn du die Claudine, an die ich in meiner ländlichen Einsamkeit oft dencke, dazubringen kanst mir selbst zu schreiben, so wird es mir sehr lieb seyn. Den

Wenzel grüße auch und sage ihm daß ich in zeiten der Noth oft an ihn gedacht. ein drittes Kindlein wird wahrscheinlich diesen Winter als Schneeklöckgen hervorkommen. Der Trockne Friz und der safftige Cristian Schlosser werden wahrscheinlich mancherlei anders zu bedencken haben, und meiner nicht mehr gedencken, grüße erstern von mir; was ist aus dem Kästner geworden? dieser alte verdorbne Grünspahn, der nicht mehr giftig ist; hat die Lehne Gontard schon einen Schaz oder Bräutigam? was machen die Ladies pomades oder Servieres? Nicolaus Voigt wird wohl in leztem kalten Winter als dürres Reißig bei der Feirung verbraucht seyn? Der Willmer wird sich gewiß auch in diesen merckwürdigen zeiten, durch etliche merckwürdige Dummheiten ausgezeichnet haben.

jezt will ich dir auch noch etwas von meinen kindern erzählen. Der Freimund der mit deinem zweiten zugleich gebohren ward hat sich schon längst aller Zucht entzogen, man kann weder in gutem noch in bösem etwas von ihm erlangen was er nicht von selbst gewillt zu thun ist; keine Schmeichelei, keine Liebkosung kommt ihm recht, die er nicht begehrt, er wird so böse über einen Kuß den man ihm geben will, wie über einen Schlag, zuckerwerck welches er sehr gern ißt wirft er einem kalt vor die Füsse wenn er nicht in der Laune ist es anzunehmen; dann kommt er wohl eine 4tel Stunde nacher und sucht wo er es hingeworfen, findet er es noch so ist er gewöhnlich sehr freundlich, theilt etwas davon seinen Kameraden mit, sieht man ihn aber nur drauf an, so ist seine vorige Laune verdoppelt. ein Glück ists daß er gar nicht sehr zu schäd-

lichen Unarten geneigt, er reißt keinem Kind sein eichenthum hinweg, er schlägt nicht und ißt niemals übermässig, schon in seinem ersten jahr war er sehr hart, er schreit nie, wenn er fällt, er war oft über und über zerkrazt und geschunden ohne es zu fühlen, aber sonderbar ist es daß er selten zu jemand geht den er nicht erst einige Tage lang von fern beobachtet hatt, manche Menschen behandelt er aber auch als wenn er schon längst mit ihnen bekannt wäre, das einzige Spielwerck woraus er sich was macht sind Waffen, von Morgens früh bis Abends späth ist er drausen auf dem Hof unter den Bauerkindern, worunter er sich einen gewählt hat den er nicht verläßt, er ist 11 jahr alt, wenn er schlafen will so muß dieser ihn in einem kleinen Wagen herumfahren oder einwiegen, wenn er müde ist so hängt er sich ihm auf den Bukel und läst sich tragen, wenn jener etwas ißt so beißt Freimund allemal erst etwas ab und so muß jener auch etwas von dem seinigen essen. oft ruft er ihm mit freudeglänzendem Gesicht nach wenn er ihn auf dem Hoff laufen sieht: „Seh mal". da rennt er hin, und dann klatscht er in die Hände und lacht. er ist sehr starck, fest und schön gebaut, von seinem Gesicht kann ich nicht sagen ob es schön, denn es hatt sich schon sehr oft ganz Total geändert, jezt gleicht er dem Arnim etwas, seine blauen Augen sind größer, sein Mund ist sehr schön. Der zweite, Siegmund, ist Arnims Liebling in hohem grade, er kann keine zwei Stunden ohne ihn seyn, er findet ihn über die Maaßen schön, keine Gebährde von dem Kind, in die er nicht verliebt ist. er gleicht mir wie man sagt frapant, nur ist

er viel feiner, du würdest dich verwundern über sein kleines Köpfgen, über seinen sehr langen schlancken Wuchs, über seine zierliche freudige Lebendigkeit, viele sagen er sey zu fein für einen Buben, er ist nun schon 9 Monat alt, kann aber noch kein einzig kunststückgen, kann auch noch nicht sizzen und nicht kriechen, aber er ist jedoch recht gesund. 8 Monate habe ich ihn gestillt und er aß und tranck sonst nichts, die ersten 6 Monat schrie er Tag und Nacht, oft war er 48 Stunden ohne zu schlafen, keine Kinderwärterin blieb länger als 14 Tag bei ihm, endlich wartete ich ihn ganz allein, jezt ist er das vergnügteste Kind, schläft fest und gut, vor 4 Wochen war er zwar so kranck daß wir jede Minute dachten er würde sterben, jedoch gaben wir ihm keine Medizin, er hat sich prächtig wieder erholt und hat jezt eine Amme, da ich wegen meinen geseegneten Umständen nicht mehr stillen konnte, ich werde ihn auch nicht eher abgewöhnen, bis er zähne hat.

Adieu lieber Linster, schreibe mir bald wieder.

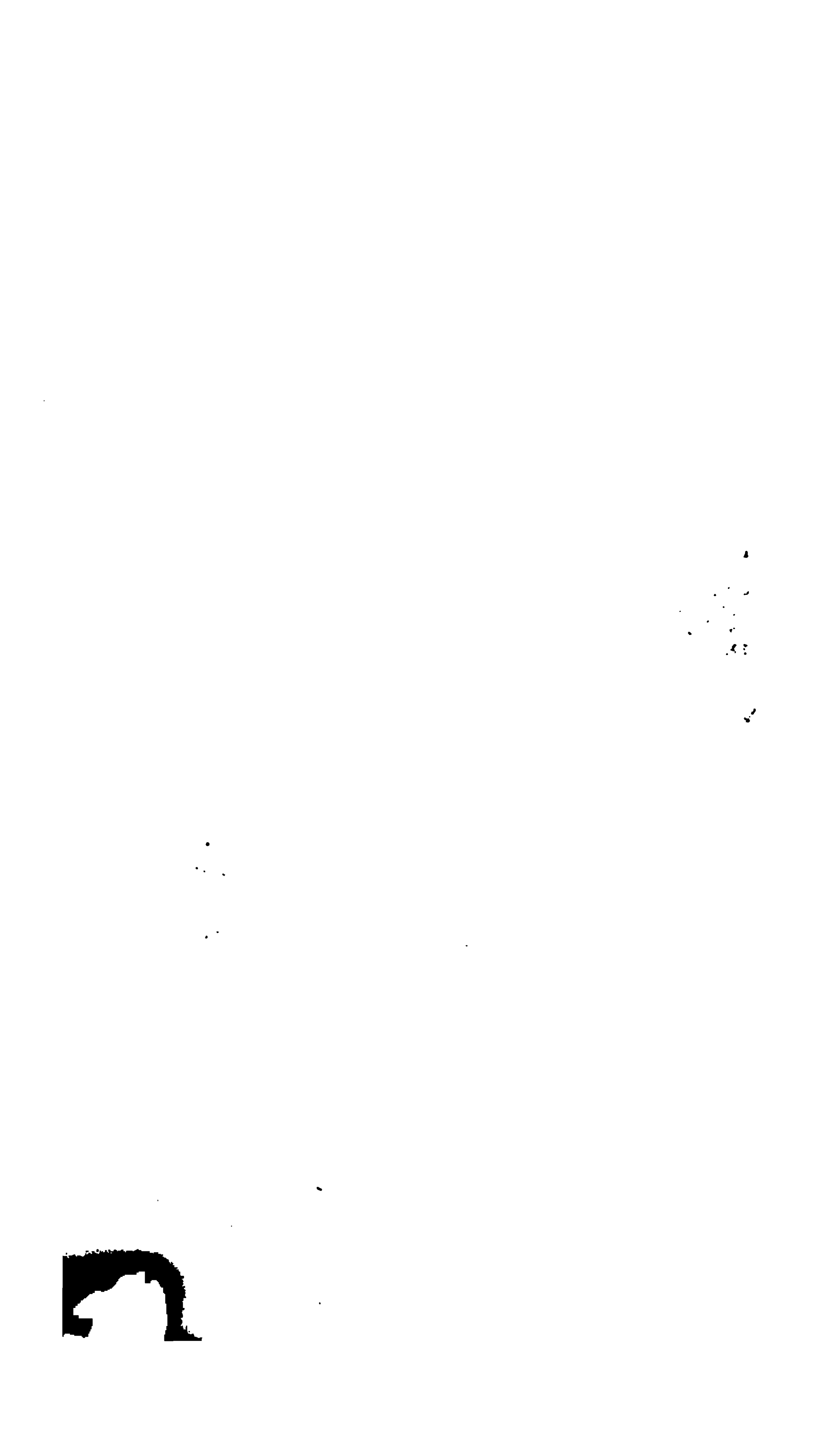
Dein treuer Dienster.



VII.

Klassische Findlinge.

Mitgetheilt
von
Carl Schüddekopf.



Als „klassische Findlinge“ haben Sie, verehrter Freund, in den Grenzboten von 1873 bis 1875 eine Reihe von Urkunden zusammengestellt, die der damals noch auf vereinzelte Gaben angewiesenen Goetheforschung reiche Anregung boten und einem Michael Bernays zum Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen dienten. Auch heute, da der Goethische Nachlaß unter Ihrer regen Mitarbeit im großen Zusammenhang der wissenschaftlichen Verwerthung dargeboten wird, findet sich für solche chips from our workshop noch Raum und Gelegenheit genug. So habe ich hier eine „neue Folge“ von klassischen Findlingen, Documente über die vier Großen von Weimar, aus verschiedenen Fundstätten zu einem kleinen Strauße vereinigt, den ich Ihnen mit aufrichtigem Glückwunsch überreiche.

1.

Daß Wieland als Herausgeber des Teutschen Merkurs mit eben so viel Weltklugheit als Liebenswürdigkeit verfuhr, daß er ein wahrer Erzieher der jüngeren Dichtergeneration war, haben Sie bei Zusammenstellung Ihres Repertoriums über diese wichtige Zeitschrift zu beobachten reiche Gelegenheit gehabt. Wie weiß er zwischen den Alten und Jungen zu vermitteln, die ihren immer wiederkehren-

den Kampf damals besonders hartnäckig ausfochten, wie versteht er es, ein übermüthiges „Füllen“, wie den Verfasser des Götz, zu zügeln und wie eindringlich belehrt er seine eigentlichen Schüler, einen Heinse und Werthes! Daß es ihm dabei neben seiner Menschenkenntniß an wahrer Herzensgüte nicht fehlte, lassen Sie mich an einem anderen Beispiele durch einige unbekannte Briefe nachweisen, die ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Besitzerinnen des Froriepschen Archivs, Fräulein Bertha und Clara Froriep, verdanke.

Johann Carl Wezel, der durch seine menschlichen Schicksale früh die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, dessen litterarische Bedeutung aber noch einer Würdigung harrt, sandte am 6. November 1773 aus Bautzen, wo er als Hofmeister bei dem Herrn von Schönberg lebte, an Wieland einen „Versuch in der poetischen Satire“ zur Beurtheilung und Aufnahme in den Teutschen Merkur ein. Er fügt Nachrichten über zwei andere seiner Werke[1]) hinzu, „die“, wie er sagt, „ich nur darum drucken ließ, um bey der öffentlichen Beurtheilung derselben zu hören, ob ich unter der Konstellation eines Menschen geboren bin, der mit der Zeit ein lesbarer Schriftsteller werden soll, und was ich noch zu thun habe, um diese Bestimmung zu erfüllen“, und schließt mit dem Bekenntniß: „Meine kritischen Freunde sind in Gellerten und Gisefen gestorben, sonst würde ich gewiß

---

[1]) „Filibert und Theodosia. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig 1772“ und „Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammelt. Leipzig 1773—76, 4 Bände“, von dem noch die Rede sein wird.

nonum in annum ein Autor im Manuskripte geblieben seyn; aber so lebe ich in einem Lande, wo es — mit allem Respekte gesagt! — vortrefliche Oekonome, und jämmerliche Kritici giebt, und wo man wenigstens, wie die Bären, blos aus seiner eignen Tatze saugen muß, wenn man Verstand, Geschmack, und wer weis was mehr? nicht verhungern lassen will."

Wielands Antwort vom 18. December 1773 bei Zurücksendung des Manuscripts, das wohl erst in Wezels „Satirischen Erzählungen", Leipzig 1777/8, Verwerthung fand, ist das erste Glied einer Briefreihe, deren jedes ein Meisterstück in der Behandlung eines jungen Autors genannt zu werden verdient. Es lautet:

Mein werthester Herr,

Zum Beweise daß ich Ihres Vertrauens nicht ganz unwerth bin, schicke ich Ihnen Ihr Manuscript mit kleinen Anmerkungen wohl besudelt zurück. Mündlich würde ich mich freylich deutlicher erklären können — es schriftlich zu thun, habe ich zu wenig Muse. Aber à bon entendeur peu de paroles.

Es ist vielleicht schwehrer, in dem Fache der poetischen Sermonen vortreflich zu seyn — (und vortreflich muß man seyn oder nichts,) als in irgend einem andern.

Wenn Sie Sich — in einer Lage, wo Sie freylich zu wenig von der Welt durch sich selbst kennen zu lernen Gelegenheit haben, folglich in einer dem Satyren-Dichter nicht sehr günstigen Lage — der Satyre gleichwol widmen

wollen, so nehme ich die Freyheit, Ihnen drey Sachen sehr zu empfehlen. Die erste ist: vom Lucian an, alle mögliche gute Sitten Mahler, besonders die scherzenden und launenhaften, ingleichen alle Arten von neuern englischen und französischen Romanen und Comödien, jedoch cum grano salis und mit Vorsicht zu lesen; denn die meisten schildern nur Profile und oft bey falschem Lichte. Die andere: den Horaz und Juvenal durch und durch zu studiren, und neben diesen dem Boileau die Eleganz und dem Pope das Körnichte womöglich abzulernen. Die dritte: zum ersten Aufsatz immer die Stunden der Laune abzuwarten, und dann munter darauf los alles, was Ihnen einfällt, aufs Papier zu werfen. Hernach aber, bey kälterm Blute, hundertmal wieder zu überarbeiten was Sie geschrieben haben, und so lange zu feilen bis alles teres atque rotundum ist; bis Sie sehen und fühlen, daß Sie allem ein Genüge gethan haben, was Horaz von Dichtern fodert, die nach dem lauten Beyfall der Welt und dem stillern aber desto schmeichelhaftern Beyfall der Leute von Geschmack streben.

Freylich fehlt es, bey uns, jungen Dichtern an der nothwendigsten Bedingung unter welcher es möglich ist, wahres Talent zu erlangen. Die Großen und die Nation sind gleichgültig dagegen: Talente werden weder geehrt noch belohnt. Wie soll unter einer solchen Nation die brennende Ruhmbegierde, der anhaltende Fleiß, der hartnäckige Kampf mit den Schwierigkeiten, das muthvolle Emporstreben nach dem Gipfel in einem jungen Manne

entstehen können? Horaz, Pope, Boileau, hatten gut schöne Verse machen! Doch denken wir an Cervantes und Milton — und erröthen, wenn uns der Muth sinken will, Tentanda via est —

Fahren Sie fort mir gewogen zu bleiben, und leben Sie so glücklich als ein Priester der Musen unter Böotiern leben kann.

Weimar, den 18. Dezember 1773. Wieland.

Diesem Rathe Wielands zu folgen hat Wezel sich Anfangs nicht ohne Erfolg bemüht. Sein bester Roman, der „Tobias Knaut", eine Nachbildung des Tristram Shandy, fand Wielands und Mercks Beifall, wenn auch mit Einschränkungen, im Teutschen Merkur (1774 I, 344. III, 361. 1776 I, 272); die letzte Kritik Mercks erschien Wieland „so herrlich, als ob sie ihm der delphische Apollo von Wort zu Wort dictirt hätte" (Merckbriefe 1838, S. 59). Daß Wezel dagegen schon 1773 in Weimar gewesen sei und also Wielands persönliche Bekanntschaft gemacht habe, wie E. L. Gerber in seiner „Nachricht über Wezel" (Schnorrs Archiv 14, 175) behauptet, ist ganz unwahrscheinlich; sein Aufenthalt dort scheint vielmehr zwei Jahre später zu fallen und auf eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Görz hinaus zu gehen (vgl. Schnorrs Archiv 14, 177 f.).

Inzwischen aber mußten die weitere Entwicklung Wezels, seine übereilten Versuche in anderen Dichtungsarten bei Wieland Bedenken erregen; schon die Übersendung seines fünfaktigen Trauerspiels „Der Graf von Wickham", Leipzig 1774, veranlaßte ihn zu folgendem Mahnrufe:

Hochedelgebohrner
Hochgeehrtester Herr,

Ihr Vertrauen zu mir rührt mich; aber ich wünschte Sie hätten mir eine andre Gelegenheit es zu verdienen gegeben, als den Auftrag Ihnen meine Meynung von Ihrem Trauerspiel zu sagen.

Warum, warum per omnes deos deasque, fragten Sie mich nicht lieber eh Sie es drucken liessen?

Ich interessiere mich für Sie und Ihren Ruhm. Tobias Knaut gab mir keine geringe Idee von Ihren Talenten; Ich versprach mir viel von dem Manne der so anfieng — aber freylich keine Tragödie. Ich glaube nicht daß diese jemals Ihr Fach seyn wird.

Ich beschwöre Sie, verlangen Sie nicht daß ich Ihr Stück en detail beurtheilen soll. Ich muß schweigen oder Ihnen etwas sagen — was Sie Sich unfehlbar eh ein halb Jahr in die Welt kömmt selbst sagen werden. Alles was ich einsweilen für Sie thun kan, ist dafür zu sorgen, daß Sie im teutschen Merkur so glimpflich als möglich ist, behandelt werden.[1]) Und doch, wenn Sie es nicht wären, wenn Tobias Knaut nicht Ihr Fürsprecher wäre! — Aber künftig, mein lieber Freund, lernen Sie vorsichtiger seyn, und hüten Sie Sich, die Bahn des Verfassers der Emilia Galotti zu betreten, ehe Sie mit vollkommenster Gewisheit wissen, was das auf sich hat Davusne loquatur an Heros.

[1]) Daß Wieland eine „allzumildherzige Beurtheilung des höchst unsinnigen Wezelschen Monsters von einem Trauerspiel" durch C. H. Schmid (Juni 1775, S. 271) gestrichen habe, schreibt er selbst an Meusel (Ausgew. Briefe 3, 211).



Die grosse Welt scheint Ihnen, so wie den meisten teutschen Dichtern, ganz unbekannt zu seyn; denn ein paar Dutzend Junckern und gnädige Frauen von * * * machen nur eine sehr kleine Welt. Sie können nicht glauben, wie unsäglich choquant alles ist, was Sie Ihre sämtlichen Fürstlichen Personen reden lassen.

Bleiben Sie immer in dem Fache, wofür die Natur Sie bestimmt zu haben scheint — die Menschheit in den niedrigern Classen, giebt Ihnen den reichsten und gewiß interessantsten Stoff in unerschöpflichem Überfluß — und suchen Sie es in der Komischen, witzig-launenhaften Schreibart zur Vollkommenheit zu bringen. Der Himmel bewahre Sie, böse über meine Freymüthigkeit zu werden. Wenn ich Ihr Freund nicht wäre, so hätte ich Ihnen gar nicht geantwortet.

Glauben Sie, daß mein Urtheil zu hart sey, so lassen Sie Lessing oder Göthen sprechen.

Leben Sie wohl, und glauben Sie daß es zu Ihrem besten ist, wenn Sie schon vielleicht eine unruhige Nacht auf dies Briefchen haben. Verbrennen Sie es, aber machen Sie Gebrauch von meinem Rathe; er ist ein Beweis daß ich mich in ganzem Ernst für Sie interessiere und Sie hochschätze.

Weimar den 28. Octob. 1774. Wieland.

Für kurze Zeit noch folgte Wezel dem Rathe Wielands, sich zum „deutschen Fielding" zu bilden, und in dieser Eigenschaft trat er auch als Mitarbeiter am Teutschen Merkur auf; die flott und witzig geschriebene „Ehestands-

Geschichte des Herrn Philip Peter Marks, von ihm selbst abgefaßt" erschien im Januar 1776, S. 31—49, Februar S. 142—167 und März S. 229—256 unter Wezels Namen. In dieselbe Zeit fällt ein bereits bekannter Brief Wielands an Wezel vom 15. Februar 1776, den Schnorr von Carolsfeld in seinem Archiv 14, 177 aus dem Besitz des Staatsministers von Gerber abgedruckt hat. Er handelt von abgebrochenen Verhandlungen, die Wezel persönlich mit dem Grafen von Görz in Weimar geführt hatte, und von seinen Schriften; von einer Umarbeitung des „Tobias Knaut" räth Wieland entschieden ab: „In einem Wercke, woran die Laune soviel Antheil hat, kömmt wohl alles auf den ersten Wurf an. Haben Sie einen lebendigen Begriff von einer vollkomnern Composition in Ihrer Seele, so thäten Sie wohl besser ihn in einem neuen Wercke auszuführen."

Dieses neue Werk, an dem schon im März 1776 gedruckt wurde, sollte Wezel ganz von Wieland trennen. Es ist „Belphegor, die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", Leipzig 1776, eine Nachahmung von Voltaires Candide, in der Wezel die ganze Summe seines Pessimismus, seinen gekränkten Ehrgeiz und seine getäuschten Erwartungen, niederlegt. Wieland, der inzwischen die persönliche Bekanntschaft des schon damals abnormen Autors gemacht hatte, beschloß eine Radicalkur; schon am 5. Juli 1776 erbat er von Merck (Keil, Frau Rath, S. 64) binnen 16 Tagen für den Merkur eine Recension des Belphegor, von dem er sagt: „ein neuer bifrontischer Roman des Freund Wezels (der ein sehr garstiges und ein sehr hübsches

Gesicht hat, viel Schiefes, verdammtes Zeug, die dummste Composition von der Welt, und doch allenthalben einen Urheber zeigt, der was sehr Gutes machen könnte, wenn er entweder mehr Liebe oder mehr Haß hätte pp)." Und auf einen verlornen Brief Wezels aus Berlin, wohin sich der Unstäte begeben hatte, antwortet Wieland am 22. Juli 1776:

Mich freut herzlich, lieber Herr und Freund, daß es Ihnen leidlich wohl, und sogar behaglich, im göttlichen Berlin ist. Je öfter Sie mich etwas von Ihren Begebenheiten, Erfahrungen, Einfällen ppp. wissen laßen wollen, Je lieber wird mirs seyn, das versteht sich: daß sie nichts oder wenig von mir dagegen erwarten müßen, versteht sich auch. Ich weiß nicht wie es zugeht, aber ich kan und will mich nicht erwehren, Sie immer lieber zu kriegen, wiewohl Sie als Autor alles thun um sich hassen zu machen. Was zum Henker ist Sie nun wieder angekommen, diesen neuen Frevel an der armen Menschheit zu begehen, diesen verwünschten Belphegor, an den Sie ein so hübsches Theil Ihrer geistigen Habe verschwendet haben und der gleichwohl wie er ist, mit so viel Verstand, Witz, Imagination, pp. als er sonderl. im 2ten Theil enthält, für Ihren Ruhm en pure perte geht; Sie Ihrem Jahrhundert mehr verhasst als lieb macht, und Ihnen nicht einmal den Trost giebt, Wahrheit verkündiget zu haben. Denn mit Ihrer Erlaubnis, es ist beynahe kein wahres Wort an Ihrer ganzen Menschenfeindlichen Theorie; und Sie haben aus der Menschl. Natur und der Geschichte

der Menschheit ein so verzogenes, verschobenes, affentheurliches und Raupengheurliches Unding gemacht, daß unser Herr Gott gewiß seine Arbeit in Ihren Gemählden nicht erkennen wird. Für diese Sünde ließt Ihnen nun auch der Merkur (im nächsten Monat Julius) — wie billig, den Text derb und tüchtig. Nehmen Sies auf wie's gemeynt ist, und lassen Sie's ums Himmelswillen das leztemal seyn, daß ich Sie öffentl. beschwören muß, einmal weise zu werden, und, da Sie einer der allgemeinsten, nüzlichsten und unterhaltendsten Schreibern unsrer Zeit seyn könnten, nicht immer fort lieber Pfuscharbeit zu machen, über der Sie Sich am Ende doch nach und nach ausgeben, und, glauben Sie mir, zulezt sehr bedauren werden, d'avoir jetté votre poudre aux moineaux.

Berlin, hoffe ich, soll Ihnen in dieser Absicht gut thun, und Sie nach und nach in die Stimmung setzen, Ihrem wahren Beruf, unser Fielding zu seyn, genüge zu thun. Sie verstehen mich was ich damit sagen will, und daß die Rede nicht ist, Sie zu einem Nachahmer Fieldings machen zu wollen. Fielding hat die Menschen gemahlt, a peu près wie sie sind; mit Scharfsinn, mit Wiz, mit Laune, und mit einer seltnen Gabe für die Composition. Nun gehet hin und thut desgleichen. Ihr habt alles was dazu gehört — nur schaft euch gute Laune an, statt böser, und wendet etwas mehr Nachdenken und Zeit auf eure Composition als bisher, damit eure Wercke nicht sogar sehr wie Wercke des Zufalls aussehen.

Ich glaube nicht daß Sich jemand mehr für Ihren Ruhm interessirt als ich. Also nichts übelgenommen, mein guter Freund!

Wiewohl ich von der sentimentalischen Erzählung, die Sie mir von Leipzig aus geschickt, noch keinen Gebrauch im Merkur gemacht (denn ich verspare solche Aufsätze so lang ich kan, um immer ein kleines corps de reserve zu haben) so bitte ich Sie doch wieder sobald es seyn kan, um einen ähnlichen Beytrag in der Comischen Art. Ihre Ehstandsgeschichte ist gern gelesen worden. Vergessen Sie mich ja nicht; ich will Ihnen gute Rechnung für alles halten. Entschuldigen Sie den Merkur, wo Sie können, wegen der Langsamkeit. Bisher war's physisch unmöglich, es anders zu machen; aber nun hab ichs mit unendlicher Müh wieder ins Geleise gebracht. Sie werden den Monat Julius längstens zu Ende der 1ten Woche des Augusts in Berlin sehen, und die folgenden Monate sollen noch bälder kommen. Wenn die Leute nur bedächten, daß Weimar kein Berlin ist. Der einzige Kupferdrucker, der hier ist, wurde mir diesen Frühling kranck. Da saß ich, und alle meine Künste halfen nichts. Der Merkur wurde dadurch für etliche Monate um 14 Tage zurückgesezt. Dergl. Zufälle giebts mehrere.

Man spricht viel von uns, höre ich — Verlassen Sie sich drauf, daß das Meiste platte Lügen, und das übrige so verhunzte Wahrheit ist, daß man sie zu nichts mehr brauchen kan. Wir leben in aller Unschuld, Zucht und Ehrbarkeit. Nur die Narren und die

Schurcken können nicht mit uns zu rechte kommen, und weil sie uns darum feind sind, daß wir sie kennen, möchten sie aus Rache der Welt gerne weiß machen, daß wir die Schurcken, und sie die braven Leute wären. Aber ein Narr der's ihnen glaubt!

Adieu, lieber Wezel! behalten Sie mich lieb, und lassen Sichs wohl seyn, und schreiben bald etwas te dignum, oder beym Anubis! ich werde Sie in die Poetische Acht und Aberacht erklären.

Weimar den 22ten Jul. 1776.

Ihr

Wieland.

Als Wieland diesen Brief schrieb, war die für den Merkur bestimmte Anzeige des Belphegor bereits in seinen Händen; sie ist abgedruckt im Monat Juli 1776, S. 79. Zwei Tage darauf meldet Wieland an den Recensenten (Merckbriefe 1838, S. 71): „Ueber den Belphegor haben Sie aus meiner Seele geurtheilt. Hätten's ihm gleich wohl noch 10mal ärger machen können, wenn wir ihn, als eine Art von gutem Kerl, nicht (wie billig) schonen wollten. Aber ich habs ihm geschrieben, er soll nicht noch einmal so kommen, oder er soll mit Drat gepeitscht werden. Die jungen Kerls fangen an nichts mehr auf Critik zu geben."

Gerade das Gegentheil von dem geschah, was Wieland erwartete; Wezel schrieb ihm einen groben Brief, der leider nicht erhalten ist und von Wieland beantwortet wurde, wie folgt:

Ihr Brief, lieber Wezel, der mir eben von der Post gebracht wird, hat mir mehr um Ihrentwillen als um meinetwillen leid gethan. Wenn nicht aus jeder Zeile erhellete, daß er in einer heftigen Ergießung der Galle geschrieben ist; wenn Sie in 6 oder 8 Wochen noch so einen Brief schreiben, Sich und Mich, den Belphegor und dessen Recension im Merkur noch immer in so falschem Lichte sehen könnten, — so hätte ich mich in meiner bisherigen Meinung von Ihnen sehr betrogen, meine Freunde, die nicht begreifen konnten, warum ich einen Menschen ohne Liebe lieben könnte, hätten nur zu sehr recht. Ich hoffe aber immer noch das Bessere. Der Zorn eines am empfindlichsten Theil seiner Eigenliebe gedrückten Autors ist wie das Brüllen eines jungen Löwen. — Aber wehe ihm wenn er nicht bald wieder zu sich selbst kömmt, und die Hand des Freundes, der ihm einen bittern Trank zum besten seiner Gesundheit reicht, von der Hand eines Feindes, der ihm einen Dolch ins Herz stoßen will, nicht unterscheiden lernt.

Wenn mich Ihr mit unendlicher Impertinenz angefüllter Brief wirklich bis zur Rachsucht erbittert hätte, so brauchte ich weiter nichts zu thun, als Ihrem Rath zu folgen, und diesen Ihren Brief von Wort zu Wort im Merkur abdrucken zu lassen und Ihr eigenes Urtheil von Ihrem Belphegor aus Ihrem vorletzten Briefe dazu. Glauben Sie mir, mein lieber Freund, Sie würden von dem Schlag, den Sie sich selbst dadurch geben würden, sobald nicht wieder aufstehen. Ich mache keine Recension im Merkur wo ich mein ge=

wöhnliches Handzeichen W. nicht drunter setze. Die Recension vom Belphegor ist also nicht von mir; aber das thut nichts. Sie ist von einem Manne, der die Tramontana so leicht nicht verliert und nichts sagt, was er nicht gegen Männiglich zu behaupten im Stande ist. Auch gesteh ich Ihnen unverhohlen, daß ich mit dieser Recension völlig zufrieden und überzeugt bin, daß nichts schiefes noch falsches darinnen ist. Das einzige was ich gar wohl sah, war, daß der Recensent mehr von der guten Seite Ihres Buchs hätte sagen können. Da dies aber höchstens nur Unterlassungs=Sünde war, und ich einem Manne nicht gern in seine Arbeit pfusche, so ließ ichs bey dem, was er gesagt hatte, um so mehr bewenden, weil ich wirklich glaubte, daß es hohe Zeit sey, den Uebermuth, mit dem Sie die menschliche Natur in Ihren Werken tractiren, einmal zu dämpfen.

Indeß will ich Ihren Brief meinem Freunde schicken. Er wird sich so wol des Innhalts als des Styls gewaltig wundern.

Die Liebe, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe zeigte, war in meinem Herzen. Wenn Sie, lieber Wezel, dies nicht begreifen, nicht mit der Recension des Belphe=gors — in der ich nichts bitteres noch hämisches sehen kann — zusammen reimen können, so bedaure ich Sie.

Wenn Sie, in 4 oder 6 Wochen, nach Empfang dieses, noch glauben, daß ich Ihnen wegen der Recension eine Genugthuung schuldig sey — So nehmen Sie Sich solche Selbst nach Ihres Herzens Lust — und wohl mög' es Ihnen bekommen! Aber noch kann und



will ich nicht so übel von Ihnen denken. Ihr Brief ist offenbar in der ersten Hitze geschrieben — Sie werden bald wieder zu sich selbst kommen — und so wie Sie gelassen und bescheiden mit mir sprechen, sollen Sie mich zu allem, was zwischen uns recht und billig ist, bereit finden.

Weimar den 2. September 1776.

Wieland.

Das war das Ende, so klug und gut auch Wieland es meinte. Wezel hatte inzwischen eine unheilvolle Entwicklung genommen und ein ererbtes Übermaß von Ehrgeiz und Selbstgefühl durch unstäte Wanderungen, wechselnden Beruf und menschenscheue Zurückgezogenheit bis zu pathologischen Erscheinungen gesteigert. Kein Wunder, daß er die dargereichte Hand zurückwies. Erst im Frühjahr 1777 muß er wieder aus Berlin an Wieland geschrieben haben; auf den Inhalt läßt Wielands Antwort (Schnorrs Archiv 14, 181) einen Schluß ziehen. Es heißt darin: „Ich gebe mich niemals, ohne dringendste Noth, mit Vermuthungen über die geheimen Triebfedern der Begebenheiten und Handlungen andrer Personen ab, am allerwenigsten mit solchen die ihrem Charakter und ihrer Ehre nicht sonderlich vortheilhaft wären. Sie können also was Ihre ganze mir völlig unbekannte Geheimgeschichte betrift, meinethalben vollkommen ruhig und versichert seyn, daß ich nicht mehr davon zu wissen verlange, als Sie Selbst etwan für gut finden mögen, mich wissen zu lassen.“ — Zwei Manuscripte Wezels „Die unglückliche Schwäche“

mit „Johannes Dür der Ewige“¹), hatte Wieland ihn schon in der Ostermesse 1777 zurückgewiesen: sie erschienen ein Jahr darauf im zweiten Bande von Wezels „Satirischen Erzählungen“.

Dies ist die letzte Spur einer direkten Verbindung zwischen den Beiden: einer erneuten Einladung nach Weimar folgte Wezel nicht, obwohl seine Mutter später dort lebte.²) Und während Wieland in einem ungedruckten Billet an Bertuch (Ende 1780?) Wezels „Hermann und Ulrike“ den besten deutschen Roman nennt, der ihm jemals vor Augen gekommen, rächte sich Wezel aufs kleinlichste durch eine höchst ungerechte Anzeige des Oberon in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften XXV 2, 230–273. Als der Unglückliche geisteskrank im Jahre 1786 nach seinem Geburtsort zurückkehrte und dort im äußersten Elend sich als Gottmensch gerirte, bis im Jahre 1794 eine Subscription unter Freunden für ihn eröffnet und der Hof zu Sondershausen für ihn interessirt wurde, war er für Wieland längst verschollen.

Aber noch einmal, über ein Menschenalter später, sollte die tragische Gestalt vor Wielands geistigem Auge auftauchen! Wezels späterer Biograph, August von Blumröder, hatte unter den von ihm benutzten Papieren des noch Lebenden die Briefe Wielands aus den Jahren 1773 bis 1776 gefunden und sandte sie ihm zu Anfang des Jahres 1811 mit der Anfrage zu, ob er öffentlichen

¹) In Schnorrs Archiv 14, 181 verlesen als „Johannes Dür“.
²) Becker, Wezel seit seines Aufenthalts in Sondershausen. Erfurt 1799, S. 10.



Gebrauch davon machen dürfe. Wieland antwortet am 22. April 1811: „Ich muß gestehen, daß dieses sonderbare Meteor an unserm litterarischen Lufthimmel, seitdem es im Jahr 1776 so unvermutheter Weise mit Dampf und Knall für mich verschwand, nach und nach sich auch aus dem ziemlich großen Kreise meiner Erinnerungen so gänzlich verlor, daß mir von dem, in dem kurzen Zeitraum von 1774 bis 76 zwischen ihm und mir bestandenen Verhältniß schon seit langer Zeit nur ein traumähnlicher fast ganz verloschener Schemen, und selbst von meinen Briefen an ihn sonst nichts übrig geblieben war, als ein dunkles Bewußtseyn, daß ich es redlich mit ihm meynte, und ihm, wenn er mein leiblicher Bruder gewesen wäre, nicht anders geschrieben haben würde.

Indessen da diese Briefe noch vorhanden und von meinem guten Genius Ew. Hochwohlgeboren in die Hände gespielt worden sind, war mir das unverhoffte Wiedersehen derselben um so erfreulicher, da ich das günstige Urtheil, welches Sie davon fällen, wenigstens durch das Zeugniß meines Herzens bestätiget finde.

Auch der Umstand, daß Wezel noch unter den Lebenden ist, war für mich etwas neues, und erregte den Wunsch, von dem innern und äußern Zustand dieses in so mancherley Rücksicht merkwürdigen Opfers seines ungünstigen Schicksals, und eines mit seinen äußern Umständen allzu stark contrastirenden Selbstgefühls, etwas näher unterrichtet zu seyn.

Ich freue mich daher im Voraus, daß ich Hoffnung habe, bald in dem was Ew. Hochwohlgeboren uns in

der Zeitung für die elegante Welt von und über Wezeln mitzutheilen gesonnen sind, auch mein so eben geäußertes Verlangen befriedigt zu sehen.

Wollen Sie bey dieser Gelegenheit von meinen, hiebey an Sie zurückgehenden Briefen Gebrauch machen, so finde ich auf meiner Seite nicht das geringste Bedenken, es gänzlich Ihrem Gutbefinden zu überlassen, was und wie viel Sie davon bekannt machen wollen. Denn gerade der Umstand, daß sie (wie die Nachlässigkeit des Styls genugsam zeigt,) nicht für das Publicum geschrieben wurden, ist vielleicht das was ihnen in den Augen desselben einigen Werth geben könnte."

Blumröder hat in seinem Aufsatze „Etwas über den jetzigen Zustand Wezels" in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Nr. 35, 54 und 55 von Wielands Briefen keinen Gebrauch gemacht und in seinen Fragmenten über Wezels Leben und Wahnsinn in den „Zeitgenossen" von Hesse, Dritte Reihe, Bd. IV, S. 145 und 146 sie an zwei Stellen nur citirt. So sind diese ehrenvollen Zeugnisse Wielandischer Gesinnung bis heute unbekannt geblieben.

2.

Wie die meisten Nachlässe unsrer Klassiker ist auch der Schillers durch wunderliche Irrungen und Wirrungen gegangen. Die Hauptmasse seiner hinterlassenen Papiere zwar fand an seiner jüngsten Tochter Emilie auf Schloß Greifenstein eine begeisterte und verständnißvolle Hüterin und ist als hochherziges Geschenk ihres Sohnes und Enkels im Goethe- und Schiller-Archiv an die rechte Stelle ge-



langt. Die Theile aber, welche Schillers drei älteste Kinder ererbten, haben merkwürdige Schicksale gehabt, wovon ich Ihnen, dem Berger so manches wichtigen Schatzes, hier als typisches Beispiel das der Briefe Herders an Schiller vorführen möchte.

Die Theilung der Handschriften unter den Erben Schillers muß eine eigenartige gewesen sein. Denn in Greifenstein verblieb nur ein später Brief Herders an Schiller, außerdem ein Brief von ihm und zwei von Caroline an Lotte Schiller. Einen Brief, den Ernst von Schiller der Trierer Stadtbibliothek schenkte, hat Wyttenbach schon 1829 publicirt; auch an Hermann Hüffer hat Ernst von Schiller später ein Billet verschenkt. Karl von Schillers Sohn besaß 1876 nur noch einen Brief, der im Briefwechsel mit Cotta abgedruckt wurde; ein sehr wichtiges Stück hat Rudolf Brockhaus erworben, und ein kleines Billet ist gar in das British Museum verschlagen worden. Die Hauptmasse aber, siebzehn Briefe, meist undatirt, hatte Schillers älteste Tochter, Caroline Junot, geerbt und diese sind erst in neuester Zeit verzettelt worden. Mit einem großen Theil der übrigen Briefe an Schiller erwarb sie der „Papierreisende" Karl Künzel, und Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, die Herausgeber der „Bilder aus der Schillerzeit" (Berlin und Stuttgart, o. J. [1885]), beabsichtigten sie in einer Fortsetzung ihrer Publikation zu verwerthen. Doch wurde der ganze Schatz am 9. December 1886 von der Börnerschen Kunsthandlung in Leipzig zur Auction gebracht (Catalog 42, Nr. 1046—1049) und ging in verschiedenen Besitz über, aus dem er sich zum

Theil wieder in einer der bedeutendsten deutschen Autographen-Sammlungen, der des Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin, zusammenfand.

Verübeln Sie es mir nicht, daß ich einmal an einem Beispiele gezeigt habe, welcher Zersplitterung das Material ausgesetzt ist, dessen die Litteraturgeschichte doch dringend bedarf. Der wichtige Briefwechsel zwischen Schiller und Herder ist somit in alle Winde zerstreut und zum Theil unerreichbar. Von Schillers Briefen sind nur 8 in der Sammlung „Aus Herders Nachlaß", I, 184—195 abgedruckt und bei Jonas ohne Kenntniß der Originale wiederholt [1]), während Schillers Kalender allein in der Zeit vom 2. August 1795 bis 9. October 1799 45 Sendungen an Herder verzeichnet. Die mir bekannt gewordenen Herderbriefe stelle ich, soweit sie datirbar waren, im Folgenden zusammen; möge diese kleine Vorarbeit für eine Sammlung von Herders Briefen, die wir als Schlußstein in der großen Ausgabe Bernhard Suphans ersehnen, von einigem Nutzen sein:

9. Juli 1794, Original im British Museum, abgedruckt von mir im Archiv für Litteraturgeschichte XV, 258.

4. Februar 1795, ungedruckt, Liepmannssohns Auction vom 14. X. 1796, Nr. 700, im Besitz von S. Hirzel.

9. Mai 1795, ungedruckt, Goethe- und Schiller-Archiv.

14. Mai 1795, Original in der Trierer Stadtbibliothek, abgedruckt von Wyttenbach im Trierer Programm von 1829, S. 27.

26. Mai 1795, ungedruckt, Liepmannssohn Nr. 701, im Besitz von F. Jonas.

---

[1]) Nur einer dieser Briefe, vom 25. October 1794, befindet sich jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv.

Juni—Juli 1795, ungedruckt (über Goethes Beiträge zum Musenalmanach von 1796, speciell die „Spinnerin") A. Cohns Catalog 181, Goethe-Jahrbuch 9, 303.

12. August 1795, abgedruckt in Caroline v. Wolzogens „Schillers Leben", 1830, 2, 129 f.; Börners Catalog 42, Nr. 1046.

16./17. August 1795, ungedruckt, Liepmannssohns Catalog 132 Nr. 486 [„Ich danke auf's schönste für die Mittheilung der Gedichte. Die Ideale und Schatten sind rührend-schön, erhaben-traurig." = Horen 1795, 9, 1—10; Schillers Kalender S. 2].

21./22. August 1795, ungedruckt, Liepmannssohn Nr. 496, im Besitz von F. Jonas. [„Hier ist die Abhandlung für die Horen" = Homer ein Günstling der Zeit, vgl. Schillers Kalender S. 3.]

29./30. September 1795, abgedruckt im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 121, aus der Sammlung des Freih. Fr. v. Schiller, vgl. Schillers Kalender S. 5.

10. October 1795, abgedruckt bei Caroline v. Wolzogen, Schillers Leben, 1830, 2, 130—135, vgl. Schillers Kalender S. 6, Briefwechsel mit Cotta S. 124. Original unbekannt.

21. October 1795, abgedruckt bei Caroline v. Wolzogen S. 136—138. Original unbekannt.

30./31. October 1795, ungedruckt, Concept im Goethe- und Schiller-Archiv: Herders Entgegnung auf F. A. Wolfs Angriff gegen „Homer, ein Günstling der Zeiten", vgl. Schillers Kalender S. 8.

10. November 1795, ungedruckt, Goethe- und Schiller-Archiv.

25. November 1795, Original im Besitz von R. Brockhaus, theilweise gedruckt bei Hoffmeister, Schillers Leben IV, 212.

23. December 1795, ungedruckt und unvollständig, Goethe- und Schiller-Archiv.

20. Januar 1796, ein Absatz gedruckt bei Hoffmeister, Schillers Leben IV, 213. Original: Liepmannssohns Auctions-Catalog 22 vom 7. III. 1898, Nr. 437.

25. August 1796, gedruckt von H. Hüffer, Erinnerungen an Schiller, Deutsche Revue 1885 S. 1 f.

29. August 1796, ungedruckt, Original: Börner Nr. 1046, Liepmannssohn Nr. 702, jetzt im Besitz von F. Jonas.

1. October 1796, an Charlotte v. Schiller, ungedruckt, Original im Goethe- und Schiller-Archiv.

12. Mai 1798, abgedruckt von F. Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 428, Original im Goethe- und Schiller-Archiv.

Aus dieser Reihe wähle ich einen der bedeutendsten Briefe aus, der Herders Urtheil über Schillers „Naive und sentimentalische Dichtung" enthält, die der Verfasser laut Kalender S. 10 am 23. November 1795 übersandt hatte. Nur ein Bruchstück daraus ist bei Hoffmeister, Schillers Leben IV, 212 gedruckt; ich verdanke das Original als eine seiner letzten Freundesgaben der unermüdlichen Bereitwilligkeit von Rudolf Brockhaus:

Aufs schönste danke ich Ihnen für die Ideenreiche Abhandlung. Daß wir in den Haupt-Grundsätzen einig sind, ist wohl keine Frage; vielmehr bekenne ichs gern, daß auch eine Menge seiner Bemerkungen mich sehr angenehm belehret haben. Ich lief zuerst die Abhandlung mit den Augen durch, u. lies mir solche gestern Abend bis zur Mitternacht hinein von meiner Frauen, die sich aufs beste empfiehlt, vorlesen. Noch heut morgen schwebten alle Gedanken um mich, u. sie gehen mir noch umher, wie eine Schaar reger Geister. Diese werden gewiß auch im Publicum ihre Wirkung thun; der Schlachtgesang ist angestimmt, oder die Olympische Tuba. Daß Stimmen dagegen sich erheben werden, ist zu erwarten.

Was die Subsumtion einzelner Dichter unter die Regel betrift, freilich, da hätte ich für manchen, z. B. Leßing in seinem Nathan, meinen lieben Kleist, Klopstock u. selbst Asmus ein Wort einzulegen; der letzte ist gewiß in so vielen, vielen Stücken ein wahr-naiver Dichter, u. zwar aus der ersten Hand wie la Fon-

taine; seine Manier dabei unvertheidigt. Die Zusammenstellung seiner mit dem schmutzigen Blumauer hat mir, ich läugne es nicht, wehe gethan. Aber sei es! — Gegen eine gewiße andre Manier sind Sie weit milder gewesen, u. haben Sie (verzeihen Sie mir) selbst etwas sophistisch vertheidigt. Der Römische Properz gehört nicht in die Claße, in die Sie ihn zu stellen scheinen; Knebels wirklich trefliche u. in Properzens Geist gemachte Uebersetzung wird es zeigen. Zu dieser wünsche ich den Horen aufrichtig Glück; jede Elegie ist mir ein wahrer Ton aus der Römischen Welt gewesen. Nun bin ich auf die Idylle u. den Schluß begierig; lassen Sie sich durch mein Meynen nicht stören. jacta est alea! u. es ist gut, daß die Abhandlung fort ist.

Da sie aber noch nicht gedruckt ist, darf ich bitten, daß Sie mich aus der Zahl der Dichter weglaßen? Ich gehöre wirklich mit meinen Armseligkeiten nicht hinein; u. es ist deßen Probe gnug, daß Sie durch Citation der zerstr. Blätter wie durch ein Eingangsbillet mir dahin den Weg erst verschaffen mußten. Bei Balde bin ich blos Uebersetzer, nicht Dichter. — Also auch um der Horen selbst willen, bitte ich, laßen Sie meinen Namen weg. Ich bin kein Dichter.

Da Einmal die Autoren der Beiträge genannt werden sollen, so habe ich kein Bedenken, daß bei allen Stücken, Prosa u. Poesie, mein Name genannt werde. Im Musen Almanach war dies Erforderniß nicht. Da gegen Homer Streit erhoben ist, so wäre es Feigheit, wenn ich mich nicht nennen wollte.

Die Abhdl. habe ich schon an Göthe geschickt. Sie ist ein Werk; u. wird die Horen sehr fördern. Leben Sie aufs beste wohl. Ich sage Ihnen nochmals Dank u. wünsche Ihnen u. Ihrer Lieben heitere u. süße Stunden. 25 Nov. 95.

H.

Hoffmeister, der nur den größeren Theil des zweiten und den dritten Absatz mitteilt, auch die Worte „Aber sei es!" ausläßt, behauptet mit Unrecht, daß „eine gereizte Stimmung in diesen Zeilen nicht zu verkennen sei." Der Brief als Ganzes macht diesen Eindruck nicht. Herder wahrt seinen Standpunkt bei aller Achtung vor dem Gegner. Die Stelle, die Herders dichterische Eigenart erwähnte, ist wie die über Matthias Claudius im Druck weggefallen, wie Schiller am 27. November 1795 von Cotta verlangte. Wir sehen also die Beiden hier am Scheidewege. Die völlige Trennung sollte erst im folgenden Jahre durch die Xenien und durch die Humanitätsbriefe erfolgen, wie bei Haym (Herder II, 626 ff.) nachzulesen ist.

3.

Ungedruckte Briefe Schillers werden nach Abschluß der vortrefflichen Sammlung von F. Jonas immer seltener. Einige sind mir zwar vor Augen gekommen, so ein Schreiben an die Naturforschende Gesellschaft in Jena, Ludwigsburg 2. Februar 1794, Billets an den Rath Spilker, Jena 13. Februar 1798, an den Hofrath Johann Christian Stark, Jena 6. December 1799, und ein sehr interessanter Brief über die Universität Jena an Frau Kirchenrath

Griesbach vom 24. April 1805 — einer der letzten bisher bekannten Briefe Schillers —, sie befinden sich aber meist in Privatsammlungen und sind vor der Hand unzugänglich.

Aber wie unter Findlingen wohl einmal ein Bastard auftritt, so darf ich Sie bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß in der eben erwähnten großen Briefsammlung eine Nummer zu streichen ist. Ein und derselbe Brief ist zweimal an verschiedenen Stellen und unter verschiedenen Adressaten abgedruckt! Zuerst als Nr. 1759 an Franz Kirms gerichtet unter dem Datum „Februar 1802" (VI, 347) und nochmals in den Nachträgen als Nr. 1931[a] an Genast gerichtet und vom 10. Januar 1804 datirt (VII, 266). Das Versehen konnte nur dadurch entstehen, daß das Original zuerst von Jonas ohne Kenntniß des Besitzers abgeschrieben und dann eine Abschrift des inzwischen vom Goethe- und Schiller-Archiv erworbenen Briefes für die Nachträge eingesandt wurde; so ist es auch zu erklären, daß der Bearbeiter des sorgfältigen Registers nicht darauf aufmerksam wurde. Meiner Ansicht nach ist Kirms der Adressat und die Datirung auf den 10. Januar 1804 nicht richtig, sondern der Brief gehört in die ersten Tage des Februar 1802 oder des März 1803. Ich denke darauf bei Zusammenstellung weiterer Nachträge zur Ausgabe von Jonas zurückzukommen.

4.

Bei der zwar nach außen geräuschlosen, aber herzlichen Feier, welche die Stadt Weimar zu Goethes 150. Geburtstage in der „Armbrust" unter Ihrem archivalischen Beistande

beging, hat E. Scheidemantel beredt auf die Bedeutung hingewiesen, die der festliche Tag gerade für unsre Stadt hatte. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich das hier und vor Ihnen auch nur in wenigen Strichen ausführen.

Aber gestatten Sie mir, gelegentlichen Äußerungen des Unmuths gegenüber, die Goethe über Weimar, zumal in den ersten Jahrzehnten seines Aufenthalts, nicht unterdrückte, darauf hinzuweisen, wie er am Abend seines Lebens die volle Zugehörigkeit zu seiner zweiten Heimat feierlich bekundete.

Gemeinsam mit Wieland war Goethe bald nach seiner Ankunft in Weimar Bürger geworden; am 22. April 1776 nahm er seinen Garten an der Ilm, das Geschenk seines fürstlichen Freundes, in Besitz, und vier Tage darauf wurde folgendes Diplom für ihn ausgefertigt:

Demnach Herr Johann Wolffgang Goethe, beyder Rechten Doctor, bey Erkauffung des Börnerischen Gartens, Sich zugleich zu Gewinnung des Burger-Rechts anverstanden; Alß hat wohlgedachtem Herrn D. Göthe der allhiesige Rath das Burger-Recht nicht nur conferiret, sondern auch gegenwärtige Urkunde unter des Raths Innsiegel darüber ausgestellet.

Weimar, den 26ten April. 1776.

Der Rath daselbst:
Traugott Lebrecht Schwabe.

Als nun am 7. November 1825 die goldne Jubelfeier des Tages anbrach, an dem Goethe vor fünfzig Jahren in Weimar eingefahren war, und damit zugleich sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum in feierlichster Weise verbunden wurde, ließ es auch die Stadt Weimar sich angelegen sein ihren größten Bürger zu ehren. Sie that dies, indem sie seinen männlichen Nachkommen die höchste Ehre übertrug, die eine Gemeinde zu ertheilen hat: das Ehrenbürgerrecht. Im Weimarer Schillerhause liegen, seit seiner Erwerbung durch die Stadt, die Acten über den Hergang[1]), deren Benutzung ich dem Herrn Bürgermeister Dr. Donndorf verdanke.

Am Morgen des festlichen Tages begrüßte, nach den Deputationen der vier Facultäten von Jena, der Bürgermeister Hofrath Carl L. Schwabe, namens des Stadtraths, den Jubilar in einer feierlichen Ansprache und überreichte die Urkunde, durch welche Goethes Sohne und seinen beiden Enkeln Walther und Wolfgang, sowie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde,

> „damit der gefeierte Name: Goethe auf längste Zeit in den Urkunden der hiesigen Stadt als Zierde derselben vorhanden sey."

Das Bürgerdiplom und ein Bericht Schwabes über den Empfang der Deputation ist abgedruckt in der Samm-

[1]) Acta Senat: Die Ertheilung des hiesigen Bürgerrechts an den Sohn und die beyden Enkel sammt allen männlichen Nachkommen Sr. Excellenz des Herrn geheimen Raths und Staatsministers Johann Wolfgang von Goethe, hier, zur Feyer Dessen funfzigjährigen Dienst-Jubilaei. Weimar 1825. (217. — Loc. 3. No. 9. Lit. G.)

lung „Goethe's goldner Jubeltag. Siebenter November 1825" (Weimar, 1826) S. 75—78. Danach nahm Goethe das Bürgerdiplom mit Bezeigung seines innigsten Dankes an und bat die Deputation, solchen insbesondere auch gegen die gesammte löbliche Bürgerschaft, unter der er so lange als Bürger gelebt, auszusprechen, „sodann aber gab er seinem mit anwesenden Enkel Walther von Goethe, sieben Jahre alt, das Diplom und wies denselben an, uns ebenfalls zu danken, was dieser freundliche Knabe sofort that".

Dagegen hat Goethes Dankschreiben an den Stadtrath zu Weimar bisher Jahrzehnte lang unbeachtet im Schillerhause gelegen. Es ist bis auf die eigenhändige Respectsformel von J. Johns Hand geschrieben und lautet unter der Adresse „Einem Hochachtbaren Stadtrathe zu Weimar" wie folgt:

Wohlgeborne, Wohlweise
Hochedle, Hochzuehrende Herrn.

Einem eingebürgerten Fremdling kann wohl kein besseres Zeugniß widerfahren als daß ihm seine zweyte Vaterstadt nach funfzigjährigem Bleiben dadurch ihre wohlmeinende Gesinnung zu erkennen giebt, daß sie ihn nicht allein als nützlichen Bürger freundlich begrüßt, sondern auf die Seinigen auch für immer gleiche Rechte und Beziehungen überträgt.

Das ehrenvoll überraschende Fest empfängt einen schönen Theil seines Glanzes durch das Document, welches meinem Sohn und Enkeln das hiesige Bürgerrecht verleiht. Nun bleibt mir, zu dem lebhaftesten

Danke aufgefordert, nur der Wunsch übrig, mich, so lange mir gewährt ist hier zu verweilen, eines solchen Wohlwollens unverwandt zu erfreuen, nicht weniger daß meine Nachfahren das Zutrauen rechtfertigen mögen, das ein günstiges Vorurtheil in sie setzen wollen.

Mit unwandelbaren Gesinnungen mich unterzeichnend,

Eines hochachtbaren Stadtraths

Weimar ganz ergebenster Diener

den 26 December J W v Goethe

1825.

Dieses „Danksagungsschreiben an den Stadtrath zu Weimar" ging laut Goethes Tagebuch X, 140 am 29. December 1825 zugleich mit einem bisher unbekannt gebliebenen „Billet an Hofrath Schwabe" ab. Nach einem Stadtrathsbeschluß vom folgenden Tage wurde es dem Plenum vorgelegt, und es erfolgte am 5. Januar 1826 die Resolution „Ad acta nebst einem Exemplar des Kupferstichs", nämlich des Stichs von Schwerdgeburth nach A. Bovy's Goethemedaille (Zarncke Nr. 119) mit der facsimilirten Widmung:

Meinen feyerlich Bewegten
Mache Danck und Freude kund:
Das Gefühl das Sie erregten
Schließt dem Dichter selbst den Mund.

1825. Goethe.

VIII.

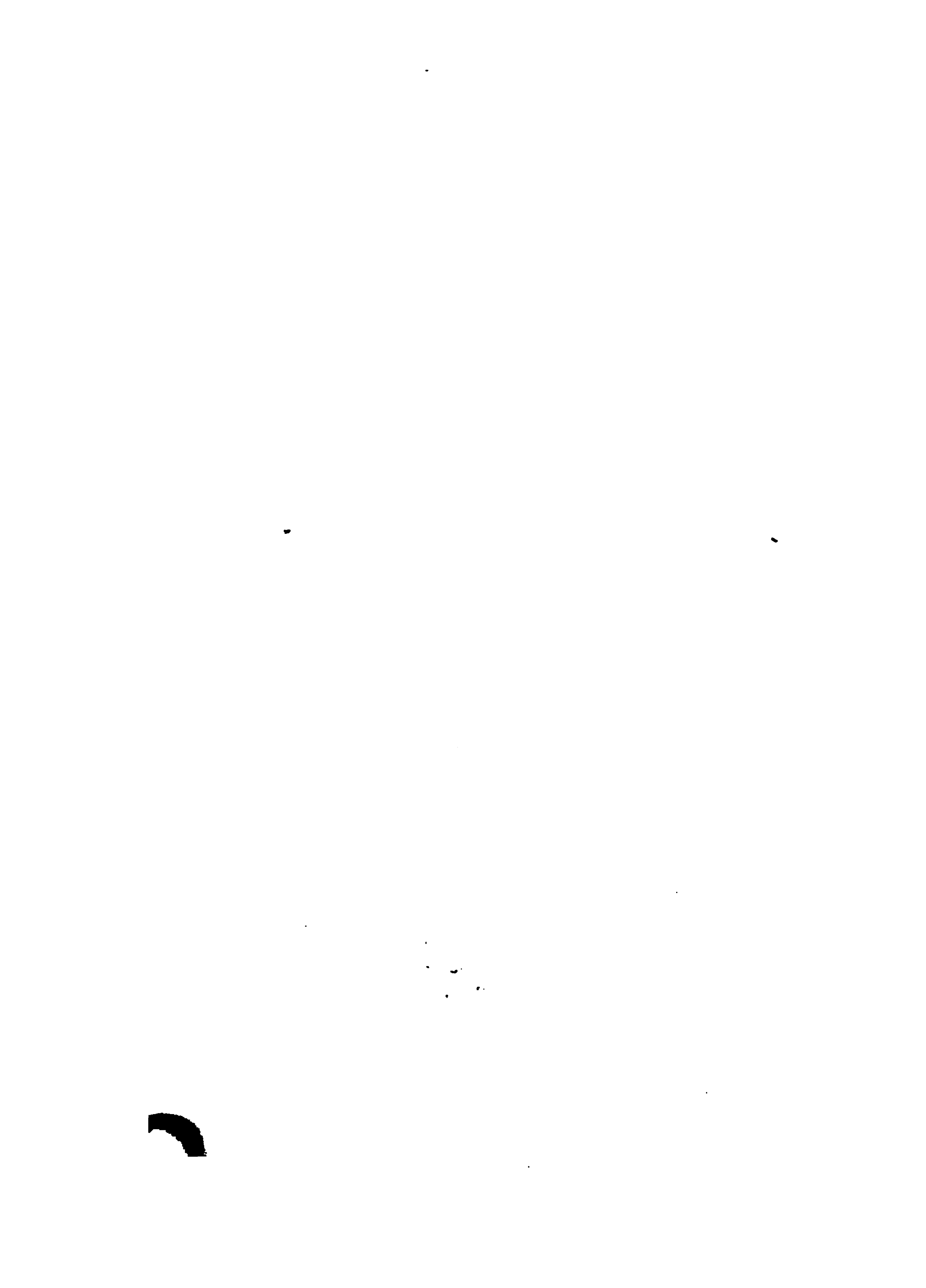
Wielands Gelegenheitsgedichte.

Aus Handschriften und Drucken verzeichnet

von

Bernhard Seuffert.





Goethe hat an einer Stelle seiner Streitschrift „Litterarischer Sansculottismus“ 1795 die Bibliothekare aufgefordert, eine Sammlung sämmtlicher Ausgaben der Werke Wielands aufzustellen, damit das folgende Jahrhundert dankbaren Gebrauch davon machen, an der Vergleichung der stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmackes entwickeln könne.

Das Jahrhundert hat die Worte gehört, aber nur theilweise erfüllt. C. A. H. Burkhardt gab in einem Repertorium zu Wielands deutschem Merkur eine Übersicht über diese wichtigste productive Zeitschrift der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; in Goedekes Grundriß wuchs der Wielandparagraph von der ersten krüppelhaften Fassung zur zweiten um ein Ansehnliches; in der Hempelschen Ausgabe wurden durch H. Düntzer die Werke vollständiger versammelt als je zuvor. Aber noch ist die Bibliographie nicht abgeschlossen, noch ist zu einer historischen Ausgabe im Sinne Goethes nicht einmal der Anfang gemacht, selbst das vorzügliche Muster dazu, das A. Fresenius längst entwarf, die Ausgabe der Erzählungen mit den Lesarten, ruht im Schreine; und noch ist keine Zusammenstellung des Briefwechsels unternommen, dessen

Veröffentlichung für Personen und Werke, und nicht zuletzt für die Geschichte des Briefstiles von größter Ergiebigkeit wäre.

So darf jede Ergänzung des Geschehenen als eine Förderung der von Goethe mit so viel Recht gestellten Aufgabe betrachtet werden. Und bei einer so guten „Gelegenheit“ wie die heutige will ich aus meinen umfangreichen Sammlungen vorlegen, was mir bisher an Gelegenheitsgedichten Wielands bekannt geworden ist: viele haben sich früherer Aufmerksamkeit verborgen, manche kann ich aus dem von Burkhardt sorgsam gepflegten Schatze des Großherzoglichen Hausarchives mit Allerhöchster Erlaubniß ans Licht bringen. Bedeutendes und Unbedeutendes reiht sich aneinander; alles aber dient der Kenntniß des Dichters, seiner Kunst, ihrer niemals stillstehenden Entwicklung.

Böttiger hat in seinen Aufzeichnungen aus Gesprächen mit Wieland zweimal erzählt, daß dessen Mutter die Jugendverse des Söhnchens gewissenhaft aufbewahrt habe; das einemal fügt er bei, der Sohn habe die „heiligen Dichterwindeln“ nach seiner Rückkehr von der Universität Erfurt 1750 in Biberach verbrannt;[1]) das anderemal berichtet er an einer in seinem Buche Literarische Zustände und Zeitgenossen (1, 256) unterdrückten Stelle: „Wielands Mutter hatte alle Knabenversuche von Wielands ersten Poetereien, die sehr sauber auf winzig kleine Blättchen geschrieben waren, mit mütterlicher Pflege aufgehoben, mit

[1]) Raumers Historisches Taschenbuch 10, 380.

Seide umwunden und als Reliquien verehrt. Als sie zu Wieland hieher nach Weimar zog, brachte sie diese Sächelchen sämmtlich mit, sah aber mit unbeschreiblichem Schrecken sie sogleich im Kamin dem Vulkan geopfert".[1]) Ob Wielands Gedächtniß am 20. Juli 1795 oder am 3. Januar 1801, dem Tage des letztern Gespräches, treuer war, bleibt für uns gleich: die Masse der Jugendversuche ist vernichtet und außer den Versificationen im Klosterbergischen Schulheft geben nur wenige Proben Zeugniß von Wielands unreifer Kunst. Gruber hat zwei Zeilen mitgetheilt, die auch Böttiger zu hören bekam.[2]) Dazu gesellen sich zwei Gelegenheitsgedichte. Das eine auf das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Seniors J. Jakob Gutermann in Biberach, das am 31. Januar 1746 gefeiert worden ist; mit dessen Familie war Wieland bekanntlich durch seine Mutter verwandt: ihrer Mutter Schwester Maria Jacobina Rauh (Rauch) hatte Joh. Adam Gutermann, Mitglied des innern Rathes und Handelsmann in Biberach zum Gemahl, den Großvater der Sophie La Roche.[3]) Das andere wurde Maria Christina Kikhin geb. Rauch zu ihrem Namenstag 24. Juli 1746 überreicht; sie ist des Dichters Großmutter von mütterlicher Seite, mit einem Obristwachtmeister J. Christ. Kick vermählt, die Schwägerin des besungenen

---

[1]) Handschrift in der Königl. Bibliothek in Dresden.

[2]) Gruber, Leben Wielands 1827, 1, 17. Historisches Taschenbuch 10, 379.

[3]) Ofterdinger, Wielands Leben in Schwaben und in der Schweiz. Heilbronn 1877, S. 22. Hempel 40, 287. Vgl. Gg. Luz, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Biberach. Biberach 1876, S. 331; vgl. S. 334.

Seniors.[1]) Man sieht, die Mutter, die des Sohnes Versleidenschaft überhaupt unterstützte, prunkte mit ihr an Festtagen ihrer Familie. In beiden Gedichten spricht der Zwölfjährige viel zu geschraubt für sein Alter; er hat für die Alexandrinerverse, die er zuerst in sechszeiligen Strophen, dann in Reimpaaren wechselnden Geschlechtes zusammenfaßt, Bilder und Wendungen aus der Gratulationspoesie der Zeit sich angeeignet. Derlei Gelegentliches ist gewiß noch vieles „gemacht" und von dem reiferen Dichter verständiger Weise vernichtet worden.

Erheblich unterscheidet sich davon das erste Gedicht an Sophie Gutermann, das erhalten ist; noch binden Reime die achtzeiligen Strophen, aber es sprechen sich nun eigene Empfindungen und persönliche Eindrücke des Dichters aus. Horn hat es in den Briefen an Sophie La Roche (S. 6) ins Jahr 1752 gestellt;[2]) es gehört zweifellos (wie auch der nachfolgende Brief) in den Herbst 1750, in die erste Zeit seines Aufenthaltes zu Tübingen, wo er im Album civium universitatis sich am 30. October 1750 eingeschrieben hat, spätestens ins Frühjahr 1751, in die Zeit des Briefes an seine Mutter[3]), mit dem Horn seine Sammlung eröffnet. Übrigens ist das Gedicht nicht Gelegenheits-

[1]) Correspondenzblatt des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben 1877, Nr. 6. Hempel 40, 289. Das Genealogische nach brieflichen Mittheilungen Paul Weizsäckers, der Untersuchungen des Herrn Oberstleutnant Geßler in Calw benützen konnte.

[2]) Auch der Herausgeber bei Hempel 6, 16 ist hiedurch und durch falsche Combinationen Ofterdingers, a. a. O. S. 53 ff. zu irriger Datirung verführt worden.

[3]) Der nicht 1750 geschrieben sein kann, sondern von 1751 datirt werden muß.

dichtung im engeren Sinne, sondern wie die sechs hinter dem Antiovid 1752 veröffentlichten Gedichte an Sophie-Doris [1]) und die sechs von Erich Schmidt und P. Hofmann von Wellenhof publicirten Oden an ebendieselbe [2]) Niederschlag der Liebesstimmung. Jene spiegeln den neuen Einfluß der Anakreontik wieder, diese bewegen sich in ungereimten Odenmaßen der Horazianergruppe.

Ebenso ist die Widmungsode an Bodmer vor den Zwölf moralischen Briefen 1752 abgefaßt [3]) und die an Hans Heinrich Schinz vor den Erzählungen des gleichen Jahres [4]); die letztere und eine an denselben gerichtete Ode aus dem Sommer 1752 entfernen sich vom Charakter der Gelegenheitsdichtung, dem die Hochzeitsode für den Freund wieder näher tritt. [5]) An einen dritten Schweizer Freund, wohl an M. Cünzli, wendet sich eine Ode [6]); sie pflegt den allgemeinen Freundschaftskult, der auch in andern Oden der gleichen Jahre sich ausspricht: sie sind nicht an einen speciell adressirt, reden aber im Texte Freunde und Freundinnen an. In die Zürcher Zeit, welcher die letzten der erwähnten Stücke angehören,

[1]) Hempel 6, 21 (II); 22 (IV. V); 23 (VI. VII); 24 (VIII). Vgl. Ausgewählte Briefe 1, 73; 84. Das bei Hempel S. 18 abgedruckte Stück ist aus Bodmers Thomson entlehnt.

[2]) Quellen und Forschungen 39, 88; 91. Herrigs Archiv 66, 70; 71; 64; 59; 57; 50. Zur Datirung vgl. Euphorion Ergänzungsheft 3, 81. — Wo ich keine Druckstelle bei Hempel angebe, fehlt das Stück in dieser Ausgabe.

[3]) Hempel 6, 25. Vgl. Ausgew. Briefe 1, 45; 63.

[4]) Hempel 6, 27. Vgl. Ausgew. Briefe 1, 86; 89; 99. Hirzel, Wieland und Künzli, Leipzig 1891, S. 49.

[5]) Herrigs Archiv 66, 63; 61.

[6]) Herrigs Archiv 66, 69. Vgl. Euphorion Ergänzungsheft 3, 80.

fällt ferner ein an Melissa-Schultheß gerichtetes Bruchstück.[1])

Erst im Jahre 1757 hat Wieland wieder ein Gelegenheitsgedicht selbst in Druck gegeben: Ode zum dankbaren Andenken eines Erlauchten und Verdienstvollen Staatsmanns in der Republick Zürich. [Vignette von Sal. Geßner.] *Ουδεποτ' ουδε θανων απολεις, κλεος ουδε γε λησεις Αφθιτον ανθρωποις αιεν εχων ονομα.* Zürich, bey David Geßner, 1757. 11 SS. 4°. Es ist dies das älteste Gedicht an eine Person, das Wieland noch einmal hat drucken lassen; er nahm es unverändert in seine Poetischen Schriften 1770 1, 341 ff. auf.[2]) Der offenbar tief empfundene Antheil strömt aus und will sich nicht mehr in die Einschnitte der vierzeiligen Strophen zwängen lassen.

Das nächste: Auf das Bildniß des Königs von Preussen, von Herrn Wille. Zürich, bey David Geßner, 1758. 2 Bll. 4°,[3]) gibt dann die Strophenform auf und greift zu gereimten vers irréguliers. Der Grund ist durch-

---

[1]) Euphorion Ergänzungsheft 3, 80. Vgl. über Wielands Beziehung zur Schultheß verm. Haller auch Göttinger Gelehrte Anzeigen 1896, S. 478. La Roche, Tagebuch einer Reise durch die Schweiß, 1787, S. 88; 99; 340. Ist sie das „Grethele Schulteß" in Wielands Neuen Briefen, hg. von Hassencamp, S. 37?

[2]) Hempel 6, 30. Sie soll auch gedruckt sein hinter Hans Kaspar Hirzel, Bild eines wahren Patrioten in einem Denkmahl Hrn. Blaarers von Wartensee 1767 und 1775. Auf denselben Blaarer verfaßte Bodmer, der Wieland bei ihm eingeführt hat, zwölf Hexameter: Empfindungen bey Blaarers Grabe 1757, gedruckt in Bürklis Schweizerischer Blumenlese 1780, S. 153. S. über Blaarer Ersch und Grubers Encyklopädie. Über Wielands Ode vgl. Ausgew. Briefe 1, 250. Denkwürdige Briefe 1, 100.

[3]) Schmids Anthologie 1770, S. 374. Hempel 6, 36. Über Wille s. Hassencamp, Neue Briefe S. 149; 272.

sichtig, glaube ich. Sulzer hatte aus Berlin an Bodmer geschrieben (21. Juni 1757): „Es wäre artig wenn Wieland Oden auf den König von Preußen machte". Er hatte auch das Bild Friedrichs an Künzli gesandt, von dem es Wieland erhielt.[1]) Dieser war wie seine damaligen Freunde durch Sulzers Briefe sehr für den König eingenommen;[2]) er hoffte vielleicht, durch das in starken Preis Friedrichs austönende Gedicht auf Willes Radirung bis zum König zu bringen; und die Rücksicht auf dessen Geschmack legte die französische Reimversart nahe, deren sich dann Wieland später zumeist und so virtuos bediente. Wenn das noch in diesem Jahre begonnene und in stetem Hinblick auf Friedrich II. gedichtete Epos Cyrus[3]), obwohl es gewiß auch für Wieland in Berlin werben sollte, doch noch in Hexametern verfaßt ist, so erklärt sich das daraus, daß Wieland, laut einem ungedruckten Briefe Bodmers an Zellweger, das Werk ins Französische übersetzen lassen wollte, „nur damit unser König es lesen möchte"; nachmals kam aber Wieland von dieser Absicht zu Bodmers Verdruß ab.[4])

Nach dem Republikaner Blaarer war also ein Monarch gefeiert worden. Man sieht, es kam Wieland und seinen

[1]) Hirzel, Wieland und Künzli S. 148, Anm. 2; 160 f.; 165.

[2]) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen 1, 265.

[3]) Zehnder, Pestalozzi S. 629. Ausgew. Briefe 1, 250. Böttiger, Zustände und Zeitgenossen 1, 154. Körte, Briefe der Schweizer, S. 313. Zimmermann an Bodmer, 18. Januar 1758: „Mit großem Recht nennen Sie Friedrichen den Preussischen Cyrus. Die Ähnlichkeit könnte durch viele Blätter hin ausgeführt werden. Ich hatte es vergangenen Sommer zu meiner Lust gethan." (Handschrift in der Stadtbibliothek Zürich.)

[4]) Vgl. Ausgew. Briefe 1, 268.

Freunden mehr auf die Persönlichkeit an als auf die Staatsform, die sie vertrat.[1])

Die älteste Nachricht über eine Gelegenheitsdichtung aus der Biberacher Amtszeit gibt Osterdinger nach den Theateracten: „Am 6. Juni 1763 wurde in Biberach wegen des Hubertsburger Friedens ein Freuden= und Dankfest gefeiert. . . . Am 7. und 9. Juni war Theater: es wurde ein Singspiel . . . gegeben. Den Text . . . soll Wieland eigens zu diesem Fest gedichtet haben. Die Musik war vom elfjährigen J. H. Knecht, welcher die Rolle der Germania hatte. Außer diesem sangen noch vier Knaben die Rollen des Cupido, der Concordia, Providentia und Irene." Text und Composition wurden nicht aufgefunden.[2])

Zur Zeit des Amtslebens ist ferner ein Gedicht An Chloe entstanden, das, im 4. Stück von Kloß' Deutscher Bibliothek 1768 S. 58ff. veröffentlicht[3]), wieder in Wielands Poetischen Schriften 1770 3, 287 und unter dem neuen

---

[1]) Wielands Verse auf den von J. A. Nahl geschaffenen Grabstein der Frau Langhans in Hindelbank bei Bern sind kein selbständiges Gedicht, wie man nach Blösch, Berner Taschenbuch auf das Jahr 1879, S. 148 vermuthen muß, sondern, wie Blösch' Gewährsmann: Hirschfeld, Briefe die Schweiz betreffend, Leipzig 1776, richtig angibt, aus der „Natur der Dinge", ein Zusatz zur zweiten Ausgabe (Poetische Schriften 1762 1, 32). S. Singer in Bern hat mir zur Aufklärung dieser Sache verholfen.

[2]) Württembergische Vierteljahrshefte 1883, S. 122. Kauffmann, J. H. Knecht, Tübingen 1892, S. 3.

[3]) Daraus in Schmids Anthologie 1770, S. 270, wo es, wohl nur nach dem Erscheinungsjahr der Bibliothek das Datum 1768 erhielt. Später auch in Elegien der Deutschen. Lemgo 1776, Bd. 1. Hempel 11, 9.

Titel: Erdenglück mit der Jahrzahl 1766[1]) in den Werken letzter Hand Bd. 9 erschien; das erste von allen bisher besprochenen also, das des Nachlebens würdig erachtet wurde. Das Gedicht macht auf mich entschieden den Eindruck einer Gelegenheitsdichtung für eine bestimmte Person; für ein junges Mädchen, dem die Welt goldig offen lag, während der Dichter trübseliger ist, als er zu sein pflegt, sogar an Freundschaft und Liebe verzweifelt. Unter den damals in Wielands Nähe lebenden Damen, soweit wir sie kennen, kann als Adressatin weder Sophie La Roche noch die Gräfin Maximiliane Stadion[2]) in Anspruch genommen werden; beide waren lebenserfahrene Frauen von Welt, denen die Erde nicht so rosig erschienen sein dürfte wie Chloe. Dagegen rathe ich auf die 1766 allerdings erst zehnjährige Maximiliane La Roche, die älteste Tochter Sophiens, für die sich Wieland halb väterlich halb liebhaberhaft scherzend interessirte.[3]) Und die Stimmung der Verse ist die

[1]) In der Datirung könnte sich Wieland, wie auch sonst Jugendwerken gegenüber, vielleicht getäuscht haben. Es ist in die Verse eine Entlehnung aus Tristram Shandy eingeschaltet und Wielands Bekanntschaft mit Sternes Roman ist erst für den Herbst des Jahres 1767 sicher erweislich: vgl. Bauer, Über den Einfluß L. Sternes auf Chr. M. Wieland, Karlsbad 1898, S. V; VIII. Behmer, L. Sterne und C. M. Wieland, Berlin 1899, S. 16; 28 ff. Ich halte aber eine Anzweiflung der Datirung nicht für nothwendig, weil undatirte Briefe jener Jahre unsicher einzureihen sind.

[2]) Maximiliane Stadion ist 1737 geboren. Daß Wieland sie trotz Böttigers Mittheilung (Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 180) zu anderer Zeit schätzte, ergibt sich aus Denkwürd. Briefe 1, 230; Archiv f. Litteraturgeschichte 5, 199.

[3]) Vgl. Hassencamp, Neue Briefe S. 94; 96; 151. Vielleicht darf auch beachtet werden, daß im ersten Drucke des Gedichtes „An Psyche“

des Briefes an Sophie vom 16. September 1766, worin Wieland sein Leid über den Zwist mit Herrn von La Roche und dessen Familie sehr lebhaft ausspricht: „Ah, Sophie! quelle est notre destinée! ... Ah! que je Vous plains .... que je plains votre aimable Max! que deviendra son Coeur avec ces Coeurs de fer et de rocher! — Je souffre, en y pensant.“ [1])

Noch in diese Biberacher Zeit fällt ein unbekannt gebliebenes Gelegenheitsgedicht. Böttiger zeichnet während der Anwesenheit der La Roche in Oßmannstedt Juli bis August 1799 auf [2]): Frau von La Roche „erinnerte Wieland an ein zierliches Gedicht, das er ihr einst des Morgens nach Warthausen geschickt habe, als sie den Abend in der Promenade mit ihm einen Kinderstrumpf für ihren Franz im Stricken verloren hatte. Sie hebt dies Gedicht noch auf, wie jedes Papier aus Wielands Hand. Wieland dichtete ein *καταστερισμον*. Amor fand das Strümpfchen, und da er nicht herausbringen konnte, an welchen schönen Fuß es passe, so bat er den Zeus, daß er ihm neben Berenicens Locken ein Sternbild anweisen möchte. Wieland wußte von allem diesem jetzt kein Wort mehr. Nur

---

Wieland seine erste Liebe Chloe nennt, wofür er später richtig Doris einsetzte; die Verwechslung des Decknamens für Mutter und Tochter lag nahe.

[1]) Hassencamp, Neue Briefe S. 132 f.

[2]) Die Stelle ist nach dem ersten Absatz Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 244 ausgelassen, aber Historisches Taschenbuch 10, 418 verarbeitet. Ich gebe sie nach Böttigers Handschrift. Lütkemüller in seinen hübschen Aufzeichnungen über das Zusammensein Wielands und Sophiens erwähnt nichts von diesem Gespräch: Gubitz' Gesellschafter 1826 Nr. 184.

machte er die Bemerkung, daß es wohl jetzt neben Lalandes Katze (S. Geogr. Ephem. 99 July S. 42 nebst der Kupfertafel) zu stehn kommen würde." Franz, der jüngste Sohn Sophiens, wurde im April 1768 geboren; das Gedicht gehört also in die nächsten Monate, wenn nicht schon in die Zeit der Erwartung, da ja der Eigenthümer des Strumpfes nicht zu finden war nach den Versen; jedenfalls vor den Winter 1768, in welchem Sophie nach Bönigheim wegzog. Zur Wahl des Sternbildes der Berenice ist Wieland durch das reiche Haar seiner Freundin veranlaßt worden; sie schildert nach sich selbst ihr Fräulein von Sternheim: „Die Schönheit ihrer lichtbraunen Haare, welche bis auf die Erde reichten, konnte nicht übertroffen werden." [1]) Daß ihn die Erinnerung an diese Galanterie, die durch die dem Eratosthenes zugeschriebenen Katasterismoi veranlaßt war, im Alter peinlich berührte, erklärt sich leicht: Berenice war durch ihre Mutter um den ihr bestimmten Gemahl gekommen und heiratete dann einen ihr früher Verlobten; so hatte Sophie Wieland durch seine Mutter als Gatten verloren. Daran wollte der in anderer Ehe glücklich gewordene Dichter nicht mehr gerührt haben, wie ihm denn überhaupt die erinnerungsselige Zärtlichkeit der Besucherin lästig war; und so mag er verdrießlich die nicht gerade höfliche Wendung auf eine jüngste Mittheilung des Lalande in den Geographischen

[1]) Geschichte des Frl. v. Sternheim. 1771, 1, 82. Den Bezug auf die Verfasserin durfte L. Assing, S. 19, annehmen mit Rücksicht auf Melusinens Sommer-Abende, S. XXVII. Auf einem Bilde von 1787 trägt Sophie eine Haube; eines aus höherem Alter zeigt noch reichliches Haar.

Ephemeriden mit der Zeichnung seines neuentdeckten, Katze benannten Sternbildes genommen haben.

Wielands rege Theilnahme am Erfurter Theater und seiner Truppe veranlaßte den „Prolog zum Soliman, gehalten in Erfurt von Madame Abt 1769", den mir P. von Bojanowski aus Reichards Theaterkalender, Gotha 1775, S. 3 ff. nachgewiesen hat. Zu dem Ehepaar Abt hatte Wieland Beziehungen aus der Heimat Biberach.[1]) Die Aufführung eines Soliman wird von Pick, Erfurter Theatervorstellungen, Hamburg 1899, nicht erwähnt; es war wohl Soliman der II. von Favart (Schmid, Chronologie des deutschen Theaters S. 256; Lessing, Hamburgische Dramaturgie St. 33).

(Aus der Erfurter Zeit Wielands kenne ich ferner ein paar Stammbucheintragungen: Grenzboten 1879 2, 334; Zimmermann, E. Th. Langer. Wolfenbüttel 1883, S. 19.)

Das erste Gelegenheitsgedicht aus Weimar, das bekannt wird, ist der Epilog zu dem lyrischen Drama Die Wahl des Herkules; ein Glückwunsch zum Geburtstag Karl Augusts 4. September 1773 in reimlosen Versen ungleicher Länge, in eine Arie ausklingend.[2]) Nach dem Einzeldruck ist das Drama nebst dem Epilog im Teutschen Merkur 1773 3, 156 erschienen; in späteren Drucken fehlt der Anhang.

[1]) Böttiger, Lit. Zustände u. Zeitgenossen 1, 188 ff.; Meyer, F. L. Schröder 1, 139; Beyträge zur Lebensgeschichte des Schauspieldirektor Abbt's, Frankfurt u. Leipzig, 1784, S. 24. 80. Osterdinger, Geschichte des Theaters in Biberach, Württembergische Vierteljahrshefte 1883, S. 116 ff.

[2]) Bei der Aufführung gesprochen von Mde. Koch: Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 229.

An die Leser des Merkur wendet sich ein „Neujahrswunsch“ zu Beginn des Jahrganges 1774 dieser Zeitschrift (Hempel 29, 245). Damit eröffnet Wieland den Rokokkostil seiner Gelegenheitsgedichte: gereimte vers irréguliers mit antiker Götterwelt, Anspielungen auf historische Personen und moderne Werke, mit Witz und Satire gefüllt.

Daran reiht sich das Gedicht: „An Madame Koch: als die Oper Alceste den 16. Febr. 1774 aufgeführet wurde.“ Gedruckt im Theater-Kalender auf das Jahr 1777. Gotha, S. 10—12. Ein kurzer Auszug aus den 75 Versen, zwischen denen noch drei Zeilen, durch Striche angezeigt, ausgelassen wurden, bei Pasqué, Goethes Theaterleitung 2, 371 f.[1])

Der am 29. März 1774 erfolgte Tod der Landgräfin Caroline von Hessen veranlaßte ein prosaisches, aber in sehr gehobener Sprache gehaltenes Epitaphium Wielands, veröffentlicht von Wagner, Merckbriefe 1847 S. 94 f.[2])

Über die Höhe einer Gelegenheitsdichtung erhebt sich der Glückwunsch zur Verlobung der Julie von Keller in Stetten bei Erfurt mit Herrn von Bechtolsheim. Wieland war von Erfurt aus mit Mutter und Tochter in ein

---

[1]) Seine Anerkennung für die Leistung der Franziska Romana Koch geb. Gieranek als Alceste hatte Wieland schon im T. Merkur 1773 2, 306 ff. ausgesprochen. Vgl. Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 190 f.

[2]) Über Wielands Verkehr mit dem Darmstadter Hof s. Hassencamp, Neue Briefe S. 241.

„geistreiches Verhältniß“ getreten und schwärmte für das poetisch veranlagte Mädchen.[1]) „An Psyche“ ist der Titel des Einzeldruckes (24 SS. 8°), der im T. Merkur 1774 2, 14 ff. abgedruckt ist. Die Dichtung erscheint wieder in den Neuesten Gedichten 1777 1, 155 ff., unter der Aufschrift „Die erste Liebe. An Psyche“ in den Auserlesenen Gedichten 1784 und 1789 1, 91 ff. und in den Werken l. H. Bd. 9 (Hempel 12, 5 ff.); dreimal wurde daran gebessert für die Ausgaben 1784, 1789 und 1795. Das Gedicht war Wieland auch werth, weil er darin seiner eigenen ersten Liebe, zu Sophie, warmen Ausdruck lieh; es ist eine süße Plauderei; eine köstlich nachempfindende und doch durch die Erfahrung geläuterte Schilderung der Liebesschwärmerei, geschmückt mit einem anakreontisch-schäferlichen Beispiel zweier Liebenden, durch und durch Wielandisch.

Derselben Dame gilt ein zweites Gedicht des gleichen Titels, das nach seinem Besuche der Familie Keller in Stetten zu Neujahr 1776 niedergeschrieben wurde. Es ist gedruckt im T. Merkur 1776 1, 12 ff.; Neueste Gedichte 1777 1, 177 ff. Darnach verschwand es aus Wielands Werken, weil dem Verfasser die glänzende Charakteristik Goethes, der als Theilnehmer des Besuches in den Mittel-

---

[1]) Ich kenne Briefe der Freifrau Auguste v. Keller an Wieland; sie interessirte sich besonders für den Agathon und mit ihr wurde schon das erst spät zugesetzte Archytaskapitel besprochen. In dem zweiten Gedicht An Psyche wird sie von Wieland zutreffend gekennzeichnet. Vgl. Boxberger, Jahrbücher der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. 1870, S. 131 f. Denkwürd. Briefe 2, 135. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts 1, 38; 3, 13. Goethe-Jahrbuch 15, 250.

punkt der Erzählung gestellt war, nachmals wie Idololatrie vorkam (Hempel 29, 251 ff.).[1]) Und doch sind die Verse nicht nur wegen der darin vorgetragenen hellsehenden Erkenntniß des Wesens Goethes, sondern auch durch die reale Lebendigkeit der Erzählung, die dann trotzdem ins traumhafte Feenland charakteristisch für den Dichter hinübergespielt wird, und durch die von Goethes Faust beeinflußte gerade und knappe Sprache ein leuchtendes Zeichen von Wielands Kunst.

Ein anderer Ausfluß des Zaubers, den der neue Freund auf ihn ausübte, ist das Situationsgedicht „Goethe und die jüngste Niobetochter", das ebenfalls in den Winter 1775 auf 1776 fällt. Gedruckt Goethe-Jahrbuch 9,7.[2])

Um die gleiche Zeit sind die galanten Verse auf Amalie Tischbein entstanden: gedruckt im T. Merkur 1776 1, 10 (wieder: in Joh. Fr. Engelschall, Joh. Heinr. Tischbein, Nürnberg 1797, S. 51. Hempel 29, 250). Mit ihrem Vater war Wieland durch die gemeinsamen Gönner Graf Stadion und Prinz August von Gotha bekannt; er entwarf Skizzen zu Wielands Komischen Erzählungen, den Grazien, zu Psyche und führte 1777 bis 1780 Bilder zur Alceste aus. Die Tochter kam 1775 nach Weimar, und schickte, nach Kassel zurückgekehrt, dem Dichter ihr Selbstporträt. Dafür dankt das Gedicht mit der Schmeichelei:

---

[1]) Düntzer, Freundesbilder S. 312; Goethes Eintritt in Weimar S. 73 ff. Vorberger, a. a. O. S. 55. Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 202 f. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts Nr. 5 S. IX f.

[2]) Vgl. Düntzer, Zur Goetheforschung. 1891, S. 26 ff. Weizsäcker, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 141 ff.

sie habe gemeint, sich zu zeichnen, habe aber eine Grazie gemalt.

Mit dem Jahre 1777 setzen die Olympiagedichte ein. Über diese der Herzogin Anna Amalia gewidmeten und andere höfische Gedichte Wielands habe ich im Euphorion 1, 520 ff.; 693 ff. gehandelt, worauf ich nicht weiter im einzelnen verweise. Schwerlich sind alle seine höfischen Gelegenheitsgedichte mir bekannt geworden. Auch der Nachlaß des Frl. v. Goechhausen (s. Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt 1894 S. IX) birgt jedoch keine, die sonst nicht überliefert sind; die Nachweise über die darin erhaltenen verdanke ich C. Schüddekopf.

Zum 24. October 1777, dem Geburtstag der Herzogin-Wittwe, verfaßte Wieland: „An Olympia", gedruckt im T. Merkur 1777 4, 97 ff.; Neueste Gedichte 1779 3, 59 ff.; „Olympia. An J. D. d. V. H. v. W. g. H. z. B." (An Ihre Durchlaucht die verwittwete Herzogin von Weimar geborene Herzogin zu Braunschweig) Auserlesene Gedichte 1784 1, 79 ff.; „Zevs, Apollo und Olympia. An J. D. D. V. H. V. W. G. H. Z. B." ebenda 1789 1, 79 ff.; „Zweyerley Götterglück" Werke l. H. Bd. 9. In jedem der drei letzten Drucke sind Textverbesserungen vorgenommen. (Hempel 12, 249 ff.) Merck charakterisirt das Werkchen scharf: „Auch danke ich von Herzen etwas spat für die Mittheilung des vas murrhinum, das Sie der Göttin Olympia gebracht haben. Ich kann mir alle Ihre Poesien nicht anders als Porcellain Arbeit gedenken, so geradigt, so lieblicher glänzender Form, und heller wollüstiger Farbe, daß sie auch in meinen Augen längst

nicht zum nothwendigen, aber zum leidigen Luxus gehören." [1])

Aus dem Jahre 1778 erwähne ich zwei Logogryphe im T. Merkur 1778 1, 302; 2, 94; 96; 192. Sie sind zwar nicht mit dem üblichen „W." unterzeichnet, scheinen mir aber Wielands Stil unverkennbar zu zeigen. Daß Wieland Räthsel verfaßt hat, ergibt folgender undatirte Reimbrief an die Herzogin Anna Amalia (Großherzogl. Hausarchiv):

Wenn meine gnädigste Fürstin und Frau
in dieser Reimlein Stoff und Bau,
so gut als gestern Abends um sieben
mein Genius sie mir zugeweht
und ich im Fluge sie aufgeschrieben,
ein Je ne sai quoi finden thät,
qui valeroit bien la Charade
que son Altesse m'ordonnait,
so wär' mirs eine große Gnade:
Wo nicht, eh bien, und gält's fürwahr
Den Kopf mit samt dem Bißchen Haar
(das Leben ist doch nur eitel Mühe!)
Votre Altesse sera servie.

Auf welche Charade sich das bezieht, weiß ich nicht. Wieland soll auch im Alter noch solche Gelegenheitsscherze für die Geselligkeit verfaßt haben. Einen habe ich aus Wielands Nachlaß veröffentlicht Euphorion 1, 713. Einen andren fand ich eben da; er lautet:

Ein Viersylbiges Wort.

Zwei Wörter sind die Hälften meines Ganzen.
Das Erste läßt sich weder sä'n noch pflanzen;
Man gräbts aus keinem Gold- noch Silberschacht;

[1]) Im neuen Reich. 1777, 1, 831. Nach Wagner, Merckbriefe 2, 117 könnte man vermuthen, daß ein Einzeldruck der Veröffentlichung im Merkur vorausging.

Ihr müßt' es aus der Nereiden Händen
An Meeresstrand mit Angst und Müh entwenden;
Wiewohl ein Gegenstand der Zierde und der Pracht,
Wird ihm, um bloß die Augen uns zu blenden,
Ein Menschenleben doch zu theuer dargebracht,
Auch seht ihrs von der Kunst oft täuschend nachgemacht
Doch, wie es uns auch in die Augen lacht,
Im Leihhaus läßt es sich nicht vortheilhaft verpfänden.

Mein Zweites, bleibt es treu dem edelsten Beruf,
Ist ohne Widerspruch das Heiligste und Beste
Was die Natur zum Heil der Menschheit schuf.
Im Fürstenbette wie im kleinsten Vogelneste,
Trifft man es an: in Jenem selten zwar,
In diesem aber immerdar.
Kein Sterblicher wird fern von ihm geboren,
Sogar die Götter sind damit versehn,
Und wer es allzufrüh verloren
Dem ist gemeiniglich nicht wohl dadurch geschehn.

Mein Ganzes darf nicht Einem Seinesgleichen
An Schönheit, Glanz und Spiel der Farben weichen,
Und ist ein Stoff, woraus der unverdrossen Fleiß
Ja selbst die Kunst viel hübsche Siebensachen
Zu bilden und zu schnitzeln weiß.
Was braucht es mehr, um Euch das Rathen leicht zu machen?

Eben so wenig wie die Logogryphe ist das Gedicht „Auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia" im T. Merkur 1781 1, 3 unterzeichnet. Auch es gehört Wieland zu, wie Düntzer (Hempel 6, 46) richtig beobachtet hat, weil darin auf Wielands Übersetzung des Stabat Mater[1]) angespielt ist als vom selben Verfasser herrührend; die Reimstellung der Übertragung hat auf die Todtenklage eingewirkt.

---

[1]) T. Merkur. 1781 1, 97; Wieland hatte diese Übersetzung 1779 der Kaiserin gesendet. Nebenbei: T. Merkur 1780 4, 276 steht eine metrische Übersetzung einer Canzonetta Romana, der Einleitung nach von Wieland.

Der in Weimar bey Karl Ludolf Hoffmanns seel. Wittwe und Erben 1781 erschienenen Oberonausgabe ist eine metrische Widmung „An Se. Durchlaucht den Prinzen August von Sachsen-Gotha und Altenburg" vorangestellt. Über Wielands Verhältniß zu dem Prinzen s. B. Seuffert, Auszüge aus Briefen des Prinzen August von Gotha für F. X. Wegele zum 28. Oktober 1893 in Druck gegeben. Der Prinz dankt am 20. Mai 1781 beschämt und stolz, daß sein Name durch Wielands Güte so unvergeßlich werde wie der Oberon (K. Bibliothek in Dresden).

Vom 4. Januar 1781 ist ein neues Olympiagedicht datirt, handschriftlich erhalten im Gh. Hausarchiv: „den 4. Jenner 1781. An Olympia. über eine Handzeichnung von Oesern". Gedruckt T. Merkur 1781 1, 41 ff.; Auserlesene Gedichte 1785 mit dem Titel: „An Olympia. Über eine Handzeichnung von Oesern, die H. Marie Magdalene nach Cignani vorstellend"; und 1791 5, 260 ff. überschrieben: „Über eine Magdalene von Oeser nach Cignani gezeichnet"; 1785 im Text verändert. (Hempel 40, 817.) Die Herzogin schrieb darüber an Wieland (K. Bibliothek in Dresden): „Ich solte zwar hübsch höflich und Galant seyn und auf so schönen Reimelein, durch die schöne Magdalene, Ihnen lieber Wieland und den Grazien ein Opfer bringen; wenn meine Fantasie, die mir leider nur zu öfters dume Streiche spielet, nicht auch jetz den Poßen thät und nichts in dem Bilde des Freund Oeser zeigte als eine arme Sünderin der ich änhlich werden möchte und sie darum in meinen Cabinet hängen habe. Solte aber jemals meine Fantasie das in dem Bilde sehn, was

Ihnen die Musen so schön sagen laßen; so werd ich nichts eiliger zu thun haben als es von meinen Augen weg unter Ihre Obhut zu geben. Bis dahin hoffe ich der Schönen Sünderin desto öffters Ihre Gegenwart zu verdanken wodurch sie mir nur um so lieber wird. Amelie." Wielands Antwort lautet (Gh. Hausarchiv): „Gnädigste Herzogin Nichts ist der Güte gleich, womit Ew. Durchlaucht die flüchtigen Verse aufgenommen, welche keine andre Absicht hatten, als der huldreichsten Beschützerin meiner Muse einen angenehmen Augenblik zu machen. So lange sie das Glük hat Ew. Durchlaucht zu gefallen, wird sie gegen die königliche Verachtung Ihres erhabnen Oheims[1]) unempfindlich bleiben. Aber unglüklich würde ich bey dem allen seyn, wenn Ew. Durchl. mich bey diesem ganz unschuldigen Scherz einer unlautern Nebenabsicht verdächtig hielten. Desers Meisterstük verdient, zu seiner Belohnung, die Ehre der Fürstin anzugehören, die alle Musen liebt und von ihnen wieder geliebt wird" u. s. w.

Wielands „Cantate auf den 30ten Jenner 1781" zum Geburtstag der Herzogin Luise, von Wolf componirt, hat sich nach P. v. Bojanowskis gütiger Mittheilung in zweierlei Drucken, 4° und 8°, in der Gh. Bibliothek in Weimar erhalten. Vgl. Goethes Brief vom 25. Januar 1781.

„An Olympia. Am Vier und Zwanzigsten des Weinmonds 1781" ist ein Fracturdruck in 4° betitelt, welcher die Verse enthält, die unter der Überschrift „An J. D. d. V. H. v. W." im T. Merkur 1782 4, 101 ff., als

[1]) Anspielung auf Friedrichs Schrift De la littérature allemande 1780.

„Der Wettstreit zwischen Mahlerey und Musik" in den Auserwählten Gedichten 1785 und 1791 5, 257 ff. und als „Wettstreit der M. u. M." im 9. Bd. der Werke l. H. veröffentlicht sind. Alle fünf Drucke haben etwas anderen Text. (Hempel 12, 255.)

Das Jahr 1782 wird wieder mit einem Glückwunsch „An die Herzogin Amalia. Am Neujahrs Tag 1782" eröffnet. Handschriftlich erhalten im Gh. Hausarchiv, gedruckt mit einer kleinen Abweichung T. Merkur 1782 1, 11, überarbeitet Werke l. H. Bd. 9. (Hempel 12, 257.)

In diesem Jahre sollen die griechischen Studien der Herzogin begonnen haben.[1]) Aus ihnen scheint ein Gedicht „Lob der Rose" erwachsen zu sein, auf das Wieland mit folgenden, trotz der Reime anakreontischen Versen antwortet (Handschrift im Gh. Hausarchiv)[2]):

Im schönsten Hayne
von Amathunt
sang jüngst, Olympia,
der Musen eine
Dein Lob der Rose
den Grazien vor;
ihr horcht der holde Chor
mit süßem Staunen,
und aus den Rosen
ragt das gespizte Ohr
der jungen Faunen
entzükt hervor:
und Musen, Grazien,
und Amoretten
und Faunchen schlingen
mit Rosenketten
sich in ein tanzend Rund,
und alle singen
aus vollem Mund:
„Rosa, delizia
„degli Amori,
„Rosa, bellissima
„de tutti i fiori!
und Alle kränzen
mit ew'gen Rosen,
(die, dankerfüllt,
noch schöner glänzen,
noch süßer düften,)
Olympiens Bild.

---

[1]) Vgl. Karl Gg. Jacob, Minerva. 1838, S. 93.

[2]) Das Gedicht unbekannten Verfassers „An eine Rose im Winter" im Tiefurter Journal, Schriften der Goethe-Gesellschaft 7, 149, kommt als Anregung kaum in Betracht.

Zum 1. Januar 1783 folgt das Gedicht an Anna Amalia, das Euphorion 1, 699 ff. nach der Handschrift im Gh. Hausarchiv gedruckt und daselbst ausführlich besprochen ist.

Auf diesen Neujahrstag fällt wohl auch der Glückwunsch an Karl August, denn der Schluß spielt auf die erwartete Geburt des Thronerben an, die am 3. Februar 1783 erfolgt ist. Handschrift im Gh. Hausarchiv.

Der König zu Sanct Ildefons
versuchte — (den kleinen Reim auf ons
bitt ich mir heute zu creditieren)
sich Königlich zu divertieren,
versuchte nicht mit mehr Geduld
auf seinen Tapeten-Gaul zu steigen [1])
als ich, — mit guter Art der Schuld
des leidigen Gratulanten-Reigen
bey Ew. Durchlaucht auszubeugen —
auf meinen lahmen Pegasus,
(nicht glüklicher als Carolus)
mich aufzuschwingen heut versuchte;
wiewohl ich Olymp und Tartarus
auf gut poetisch zu Hülfe fluchte.
Der Gaul zwar, wie ich rühmen muß
stund frömmer als ein Palmtags-Esel —
Hier fehlt mir, da der wackre Rösel [2])
bekannter maßen nur KellerEsel
in seinem berühmten Insectenwerk
geliefert, schon wieder ein Reim auf esel,
so wie, wenn mir Herr Kriegsrath Merk
nicht gleich zu Hilfe käm, auf werck.

---

[1]) Die Anspielung ist mir unverständlich. Sollte Bertuch oder Seckendorf Lope de Vegas König Wamba, worin St. Ildefons eine Rolle spielt, karikirt haben?

[2]) August Jhn. Rösel von Rosenhof, Monatlich herausgegebene Insectenbelustigungen 1746—1755.

Ich seh aus diesem Reimen-Mangel,
(und da ich, statt sie Schaarenweis
ins Garn sonst fliegen, mit Angst und Schweis
durch Rösel und Merk bis von Archangel
die Reime zusammentreiben muß)
daß selbst Hans Sachsens Genius,
den ich zu Hülfe herbeycitiert,
um meine Noth sich wenig schiert.

Ich bitte, gnädigster Völcker-Hirt,
Sie wollen an meinen Platz sich setzen,
und hocherleuchtet ermessen und schätzen,
wie unser einem zu Muthe wird,
der Tausend schöne Sachen zu sagen
so schuldig als erbötig wär',
und gleichwohl eher, ohne Zagen,
gleich jenem edeln Schwabenheer
sich gegen sechs Hasen mit Einem Speer
getraute, als einen Reim zu erjagen.

Indeß, wer auch sonst nichts vermag
vermag doch Wünsche am heutgen Tag.
Es ist nicht viel, das weiß der Himmel!
Allein, wer mehr hat, gebe mehr!
Und also empfangen Sie, gnädigster Herr!
Hiemit von mir den schönen Schimmel
(wofern's ein Schimmel war) auf dem
die Söhne Haymons einst geritten,
den Hippogryfen, der gar bequem
auf Wolken geht, und Astolfen mitten
ins Land des Mannes im Monde trug,
und nebst der vogelschnellen Alfane
das gute Schwert, die Durindane[1]),
womit auf einen einzgen Zug
Herr Carl, der große und weise Keyser
Armeen von Heiden nieder schlug;
sodann das Horn, das Mauern und Häuser
zu Boden warf mit seinem Ton;
den Stein des weisen Zoroaster,

---

[1]) Anspielungen auf Ariosts Roland.

den Lilienstab des Oberon,
die Sense des frommen Roboaster,
und, wenn der Wunsch den jedes Bürgerherz
zum Himmel schickt, in diesen Scherz
sich mischen darf, — zum Unterpfand
Gemeiner Wohlfarth diesem Land,
als Erben von Vater- und Mutter-Tugend
bald einen tapfern Prinzen der Jugend!

Am 16. Februar 1783 kam Herzog Karl Eugen von Würtemberg mit seiner Gemahlin nach Weimar. Wieland erzählt, daß er damals ein Epigramm auf diesen neuen Dionys verfaßt habe; Böttiger theilt ein solches, das sich von fremder Hand geschrieben im Nachlaß vorfand, mit: Lit. Zustände und Zeitgenossen 1, 181.

Auf demselben Blatte (K. Bibliothek in Dresden) steht noch ein zweites:

Buquet [!] an die G*** v. G***h***.
Veracht uns arme Blümchen nicht,
Glanzreicheste der irrenden Infanten,
Uns gab Natur an Reiz was uns an Glanz gebricht,
Was dir an Reizen fehlt, hast du an Diamanten.

Der Bezug auf den Herzog von Würtemberg und die Gräfin v. Hohenheim sowie die Unterschrift Wieland sind von zweiter Hand beigemerkt, welche die des Frl. v. Goechhausen sein soll. In den Decküberschriften steht zum Theil der vorhergehende Buchstabe des Alphabets für den folgenden.

Ich verweise hier auf ein drittes Epigramm, das Gruber, Leben 4, 196 mittheilt; den Adressaten kenne ich nicht und kann also die Zeit nicht bestimmen.

Die Geburt des Erbprinzen gab dann den Anlaß zu der großen Cantate für den 9. März 1783, deren

Handschrift das Gh. Hausarchiv bewahrt. Sie ist gedruckt in der Sammlung von Reden und Glückwünschungs-Gedichten auf die ... Geburth des ... Carl Friedrich ... Weimar, Dornberger S. 94 ff.; im T. Merkur 1783 1, 177 ff.; Werke l. H. Bd. 9 unter dem Titel: „Singgedicht zur Geburtsfeier des Durchl. Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachsen-Weimar und Eisenach. In Musik gesetzt von Herrn Wolf. 1783" mit einigen Änderungen. (Hempel 29, 231.) [1])

Die auf das gleiche Ereigniß gedichteten Verse Villoisons hat Wieland verdeutscht. Handschriftlich im Gh. Hausarchiv, gedruckt in Dornbergers Sammlung S. 30 f. und T. Merkur 1783 1, 192 ff. (Hempel 6, 48.)

Am 1. Januar 1784 begrüßte Wieland wieder seine Olympia mit einer „Anecdote aus dem Olymp", die ich nach der Handschrift des Gh. Hausarchivs in der „Deutschen Dichtung" 1890 8, 254 ff. drucken ließ.

In der Nachschrift zu einem undatirten Schreiben Wielands an Jos. Friedr. von Retzer in Wien, das, weil es auf die Besprechung der Retzerschen Choice of English Poets im Anzeiger des T. Merkur Februar 1784 S. XXVII Bezug nimmt, in diese Zeit gehört, sagt Wieland (Denkwürd. Briefe 2, 72 f.): Herr von Isenflamm wird Ihnen mit diesem Briefe „ein kleines Gedicht zustellen, wozu ein Stück aus Ihrer englischen Anthologie die Gelegenheit gegeben, und wovon ich für etliche dortige Freunde einige wenige Abzüge habe machen lassen. Ich besinge (bekannter-

[1]) Vgl. Goethes Briefe 6, 132 f. La Roche, Schattenrisse S. 89, beweist, daß Wieland noch spät Werth auf das Opusculum legte.

maßen) die Gewaltigen dieser Welt selten oder gar nicht. Aber Mr. [!] Knight gab mir eine so gute Gelegenheit meiner Bewunderung für Joseph II. einmal ein wenig Luft zu machen, daß ich nicht umhin konnte, dem guten oder bösen Dämon, der mich dazu antrieb, nachzugeben". Dies Gedicht kenne ich nicht; in der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek und in der k. k. Hofbibliothek in Wien ist es nach Schnürers und v. Weilens Auskunft nicht erhalten. Das vorbildliche Gedicht steht Choice 1, 194 f.: In the room of the Emperours at the Capitol; unterzeichnet Mss. Knight.

Am 24. Oktober desselben Jahres 1784 stellt sich wieder ein Geburtstagswunsch an Olympia ein; handschriftlich im Gh. Hausarchiv, gedruckt Werke l. H. Bd. 9 mit Veränderungen und neuem Schluß. (Hempel 12, 258.)

Zum gleichen Tage, zwei Jahre später, legte Wieland der Herzogin folgendes Blatt zu Füßen (Handschrift im Gh. Hausarchiv. Euphorion 1, 711 fälschlich von 1787 datirt):

Impromtu am 24st October 1786.

Drey Äpfel sind, wie wir in Büchern lesen,
Von Alters her in hohem Ruf gewesen.
An einem aß Frau Evens Lüsternheit
sich selbst und alle ihre Kinder
auf ewig um das Glük der goldnen Fabelzeit;
ein feur'ger Mann trieb straks die armen Sünder
hinaus zum schönen Paradeis ,
wo ew'ge Rosen blühn und ew'ge Zefyrn wehen,
in eine Welt voll Winterfrost und Eis
und eine Luft voll Diarrheen.

Den andern Apfel warf die Zwietracht, wie man weiß,
der schönsten unter drey Olympischen Prinzessen
an Thetis frohem Hochzeitmahl

durchs Fenster zu: an dem war nichts zu essen,
er war von Gold; allein durch Paris Wahl
ward er den Menschen und den Göttern selbst fatal:
denn Erd und Himmel kam am kleinen Bach Scamander
um seinetwillen an einander;
hier würgte Priams tapfrer Sohn,
dort wüthete Achilles ohne Gnade;
In Flammen loderte das stolze Ilion,
und alles was der armen Welt davon
am Ende blieb, war eine — Iliade.

Der dritte Apfel ist von einer bessern Art:
er ist ein Werk wohlthät'ger Fee'n,
und wird im Dschinnistan in ihrem Schaz verwahrt.
Wie Evens Apfel ist er lieblich anzusehen,
doch, seine Tugend ists was ihn unschäzbar macht.
Wir alle haben ja in Tausend einer Nacht
die Wunder die er thut gesehen?
Wie krank ein Menschenkind auch sey,
und grinßte schon mit Hipp' und Stundenglase
der leid'ge Tod ihn an, ihr eilet nur herbey
und haltet ihm den Apfel vor die Nase,
so springt der Patient so frisch, gesund und neu
wie Helena aus Leda's Ey
aus seinem Bett hervor, so voll von Lebensgeistern
daß keine Krankheit ihn forthin zu übermeistern
in hundert Jahren nicht vermag.

Den Apfel wünsch' ich mir an diesem schönen Tag!
Wie flög' ich nicht auf Hygiénens Schwingen,
mit ihm, den heissen Wunsch von jeder treuen Brust,
Unsterblichkeit und ew'ge Lebenslust
Der besten Fürstin darzubringen!

W.

Den 26. Oktober 1786 dankte Wieland der Herzogin brieflich für die huldreiche Güte, mit welcher sie das kleine Impromptu aufgenommen habe.

Vom 24. Oktober 1787 ist das nächste Geburtstagsgedicht für sie datirt (handschriftlich im Gh. Hausarchiv):

Impromptu

Am 24sten October 1787.

Die Muse und Ich.

Ich. Nur heute, Göttin, laß mich nicht im Stich!
Muse. Warum nur heute?
Ich. Welche Frage!
Ist dieser Tag, der glüklichste der Tage,
Nicht aller Musen Fest?
Muse. O, nun versteh ich dich:
Du bittest so bescheidentlich
Daß ich dir ungern was versage.
Doch diesmal kommst du schon zu spät,
Wir haben Andern schon das Beste zugeweht.
Ich. Auch gut! ich klage nicht, daß sich die alte Sage
an mir bewährt: die Muse und das Glück
Ziehn ihre Gunst von grauem Haar zurük.
Das Weiseste ist daß ich still ertrage
Was nicht zu ändern ist — Kurz, läßt du mich allein,
so soll mein Herz mir statt der Muse seyn!
Muse. Mein alter Freund, das Herz — das Herz allein
wird selten sich mit großem Vortheil zeigen:
Ich. So sagt es desto mehr durch Schweigen.

W.

Hier reiht sich an ein Gedicht für den Herzog Ferdinand von Braunschweig und Lüneburg (Handschrift im Gh. Hausarchiv):

An
Se. Durchlaucht
d. H. F. v. B. u. L***
den 31. Decemb. 1787.

Die weltgepriesne Göttin teutscher Reime,
die meinem lieben alten Gleime
auf einen Winck gleich an die Krause hüpft,
ist leider! nur ein wetterlaunisch Mädchen.
Sonst hatt' ich sie an einem Drätchen;
Jezt, da sie nie so nöthig war, entschlüpft

die Hexe mir, wie Wasser, aus den Händen.
Vergebens lauf' ich an den Wänden
herum, und hasche, (wie der große Schach
Baham den Fliegen) einem dutzend Reime
bereits drey Glockenstunden nach:
Sie machen zwar die tollsten Burzelbäume,
und gaukeln, Äffchen gleich, ins Kreuz und in die Quer
in hundert Gruppen um mich her,
nur in die Feder will mir keiner kriechen!
Die Schelme haben noch ein wahres gaudium
an meiner Ungeduld, und lachen sich fast krumm
bey meinen raschen Dichterflüchen.

Sie sehn, Durchlauchtigster, es ist nicht meine Schuld,
daß ich, der sonst die Welt mit Reimen übertäube,
am letzten Tag des Jahrs den Wexel schuldig bleibe.
Was hilft es mir, entzückt vom Denckmal Ihrer Huld
in Danck und Wonne zu zerfließen?
Die Verse gehn darum auf keinen bessern Füßen;
Entschuldigung gilt niemals gegen Pflicht,
und guter Wille zahlt auch Dichterschulden nicht.

Indessen bleibt mir nun bey meinem Unvermögen,
nichts übrig, als aufs Wünschen mich zu legen.
Der Wunsch, den meine Schüchternheit
kaum leise wagt, ist zwar für Sie nur Kleinigkeit,
doch wärs für mich die größeste Begnadung.
Ich bitte, gnäd'ger Herr, nur um die kleinste Ladung
von jenem Geist und Scherz und Witz
der mit zehntausend Grazien seinen Sitz
auf Ihren Lippen hat, — was Sie mit vollen Händen
an Einem Abend unbemerkt verschwenden:
so wie von dem was Phöbus ihm entführt
der Ozean sich nicht vermindert spürt,
Ein Minimum davon, bey meiner Dichterehre!
nicht mehr als etwa Glaubenskraft
zum Bergversetzen nöthig wäre,
erhübe schon durch seine Zauberkraft
Freund R . . n[1]) zum Horaz, und Weißen zum Voltäre.

W.

[1]) Ist Ramler gemeint?

Ich lasse hier ein undatirtes Gedicht an einen Prinzen folgen, das im Gh. Hausarchiv aufbewahrt wird. Vielleicht steht es im Zusammenhang mit einem gleichfalls undatirten Briefchen Wielands an Anna Amalie: er legt der Herzogin Verse vor, die der Eifer, ihre Befehle zu vollziehen, ihm diesen Morgen eingegeben; „Möchten Sie meiner angebeteten Fürstin nicht mißfallen, und der erhabenen Muse nicht ganz unwürdig scheinen, die mich seit 16 Jahren immer am glücklichsten begeistert hat!" Man darf den Brief also wohl in das Jahr 1788 setzen. Die Verse sind Begleitverse für ein Bild und eine Composition, können also sehr wohl „bestellte" Reime sein; ob für den Prinzen August von Gotha?

Errathe nicht, o Prinz, die unsichtbare Hand
die dieses Bild entwarf und diese Töne fand.
Ein Genius, der ihr zu schnell entschwand,
hielt ihr, im Flug nach Pindus höchsten Klippen
dem Musentempel zu, das edle Urbild vor;
und aus Corinnens*) schönen Lippen
bezauberte, am Rand der Aganippen,
das Lied Anacreons ein leider! deutsches Ohr.
Wenn jenes Dich nicht zum Bewundern zwingt,
und dieses Dir vielleicht nur gar zu Griechisch klingt,
so denke gnädigst, mit Ovid,
in solchen Phaëtontischen Proben
sey auch der Wille schon zu loben.
Ein Deiner würdig Bild und Lied,
Apellen kann das Erste nur gelingen,
und dieses müßten Dir die Musen selber singen.

*) Die Dichterin Corinna aus Anacreons Zeitalter. [Gestrichen, dafür die wieder gestrichene Anmerkung:] Corinna war eine ihrer Schönheit und Talente wegen berühmte Dichterin und Sängerin aus Anakreons Jahrhundert.

Zum 1. Januar 1790 sendet Wieland der Herzogin-Wittwe einen Reimbrief nach Italien; Handschrift im Gh. Hausarchiv, gedruckt Weimars Album S. 96.

Am 24. Oktober dieses Jahres einen Geburtstagswunsch „An Olympia", handschriftlich im Gh. Hausarchiv, gedruckt im T. Merkur 1790 3, 302 und mit Änderungen Werke l. H. Bd. 9 (Hempel 12, 262).

Am gleichen Tage 1791 wird der Glückwunsch vor ein Exemplar der Neuen Götter-Gespräche, Leipzig, Göschen 1791 geschrieben; es ist aufbewahrt in der Gh. Bibliothek in Weimar. Gedruckt mit kleiner Abweichung im Prometheus hg. von Seckendorf und Stoll, Wien 1808, 1, 54.

Das Geburtstagsgedicht für die Herzogin vom 24. Oktober 1795 ist im Gh. Hausarchiv handschriftlich erhalten und darnach Euphorion 1, 712 gedruckt; Abschrift von fremder Hand im Nachlaß der Goechhausen (Sammelheft, worin auch Goethes Faust sich befand, Bl. 434).

Im gleichen Jahre leitet Wieland die fünf Gedichte an Olympia, die er dem 9. Bande seiner Sämmtlichen Werke einverleibte, mit einem neuen Widmungsvierzeiler ein. (Hempel 12, 248.)

(1796 folgt ein Eintrag in Ifflands Stammbuch, „nach einer kleinen Wiener Druckschrift vom Jahre 1809" wiederholt bei Duncker, Iffland. Berlin 1859, S. 3.)

Ende 1798 antwortet Wieland der Fürstin zu Wied mit einem Reimbrief; gedruckt: Aus dem Nachlasse der Fürstin Luise zu Wied. Frankfurt a. M. 1828, S. 211 f.

Am 5. April 1799 lehnte er ein Gedicht auf Oeser ab, das man von ihm wünschte: „Verse auf Jemand zu

machen, und wenn es auf Gott Vater selbst wäre, zumahl wenn sie bey mir bestellt werden, geht über mein Vermögen."[1]) Und doch lieferte er bald bestellte Arbeit, wenn auch keine Verse: am 5. Mai 1800 die „Idee eines allegorischen Gemäldes" zu Ehren des preußischen Königspaares: Westermanns Monatshefte 1884 55, 834 f. Er wünschte allerdings, auch mit diesem Auftrag Ifflands verschont geblieben zu sein: „Je ne m'en tirerai jamais à mon honneur. Warum muß ich doch in meinen alten Tagen immer bald auf diese bald auf jene Art aus meinen jucundis obliviis sollicitae vitae aufgestört und in Dinge verwickelt werden, die mich nichts angehen und für die ich weder Talent noch die übrigen Requisiten habe?" So schreibt er den 1. Mai 1800 an Böttiger (K. Bibliothek in Dresden) und bittet um seinen Rath, der denn auch einige Abänderungen des ersten Entwurfs der Idee veranlaßt.

Von Herzen gingen ihm aber auch fürder die Huldigungen vor den fürstlichen Frauen Weimars.

Zum Geburtstage der Princessin Caroline verfaßt er am 18. Juli 1803 ein abschriftlich im Gh. Hausarchiv erhaltenes Gedicht, das in Der Freimüthige 1803 Nr. 121 mit einigen kleinen Abweichungen gedruckt ist.[2])

Für einen andern Geburtstag derselben Princessin, jedenfalls vor ihrer Verlobung 1810, dichtet er Verse, die

---

[1]) Brief an Böttiger. (K. Bibliothek in Dresden.) Es tritt dann Seume für Wieland ein: T. Merkur 1799 1, 365.

[2]) Über Wielands Verhältniß zur Princessin s. Gizycki, Deutsche Fürstinnen. Berlin 1893; bes. S. 5 f.; 18; 43; 72; 78 ff.; 90; 93; 96 Raumers Histor. Taschenbuch 10, 457 f.

ich nach der in Privatbesitz aufbewahrten Handschrift in der „Deutschen Dichtung" 1890 8, 256 veröffentlicht habe.

(Am 18. Oktober 1803 ein Stammbuchblatt für Joh. Ernst Plamann, den Mitarbeiter Pestalozzis, erhalten in den Alba amicorum 16 K. Bibliothek in Berlin.)[1])

Der teutsche Merkur 1804 2, 239 bringt eine Übersetzung der lateinischen Gedächtnißverse auf Herder, die der Erzbischof von Tarent, Giuseppe Capecce-Latro an Anna Amalia gerichtet hatte. In einem Briefe an die Herzogin vom 5. August schreibt Wieland: „Das von dem Erzbischoff zu Tarent an Ew. Durchlaucht gerichtete kleine Trostgedicht konnte dem publico schicklicher Weise nicht mitgetheilt werden, ohne eine kurze Nachricht von der Veranlassung desselben voranzuschicken. Ich glaubte daß dieses am füglichsten in einer kleinen Note unter den Text geschehen könnte. Diese habe ich diesen Morgen aufgesetzt." Er legt den Entwurf der Herzogin vor so wie auch „die von mir (so gut mirs möglich war) veränderten vier Verse der Übersetzung." Darnach stammt diese zwar nicht von Wieland, ist aber von ihm verbessert.

Zum Einzug der Großfürstin Maria Paulowna in Weimar am 9. November 1804 hat Wieland eine Anrede gedichtet: Anrede an die durchlauchtigste Frau Erbprincessin. Druck in 2 Bll. 8°. Darnach bei Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859, S. 91.[2])

---

[1]) Über Plamann und Wieland vgl. Schwäbische Kronik. 5. Juni 1881, Nr. 131. Sonntagsbeilage S. 1026.

[2]) Vgl. Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 2, 245. Zum 24. Juni 1898 Goethe und Maria Paulowna S. 130.

Die National-Zeitung der Teutschen 23. März 1806 enthält in einer Correspondenz aus Weimar die Nachricht vom Tode der „liebenswürdigen" Sängerin Brunquell mit dem Beisatz: „Sie sang kurz vor ihrem Scheiden im Phantasiren ihr Lieblings-Lied: Gedenke mein. Wieland legte ein Blümchen auf ihr Grab, welches Bezug auf jenes Lied hat und sich anfängt: Ich denke dein." Das „Blümchen" blieb mir verborgen. Augusta Brunquell wurde am 6. Februar 1806 im Alter von 16 Jahren 9 Monaten begraben, wie P. v. Bojanowski im Weimarer Wochenblatt aufgeschlagen hat.

Am 16. Februar 1806 schickt Wieland an Maria Paulowna Geburtstagsverse. Die Gh. Bibliothek in Weimar besitzt davon eine Abschrift. Gedruckt: Journal des Luxus und der Moden 1806 S. 162; Preller, a. a. O. S. 98.

Am 23. April 1806 schreibt er Verse „An Herrn Director Tischbein". Abschriftlich im Gh. Hausarchiv und von der Goechhausen Hand in deren Nachlaß; gedruckt mit kleinen Abweichungen bei Frdr. v. Alten, Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel. Leipzig 1872, S. 102 f. Tischbein hatte Radirungen und Bilder geschickt und poetisch-prosaische Auslegung verlangt. Die Herzogin-Wittwe forderte auch Wieland dazu auf; er antwortete: „Ew. Durchlaucht vermögen alles über mich, sogar, da ich keine guten Verse mehr machen kann, schlechte zu machen. Ich lege ... hiebey diejenigen zu Füßen, die ich auf Ihren Befehl, für Hrn. Tischbein gemacht habe, und stelle es gänzlich höchstdero Gutbefinden anheim, ob Sie selbige nicht unwürdig halten, dem kleinern Carton, worin



Göthe's Impromptus enthalten sind, beygelegt zu werden." Vgl. Düntzer, Aus Goethes Freundeskreise S. 240 f.

Am 6. Dezember 1806 dichtete Wieland die Grabschrift für das Denkmal, das Sophie Brentano, seiner Gattin und ihm selbst gelten sollte. Sie ist facsimilirt im Journal f. Luxus und Mode 1813, Tafel zu S. 228.

Am 15. Februar 1807 wurde Maria Paulowna wieder mit einem Geburtstagsgedicht begrüßt; von des Dichters Hand im Nachlaß der Goechhausen (2 Bll. 8°), abschriftlich in Wielands Nachlaß erhalten; gedruckt mit kleiner Abweichung bei Preller, a. a. O. S. 98.

(Hier fügt sich ein Stammbuchblatt vom 13. Mai 1807 für Caroline Bardua ein: Morgenblatt 1862, S. 653.[1]) Ich verweise noch auf Stammbucheinzeichnungen in den mir jetzt unzugänglichen Schriften: Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde Jahrgg. 20. Hosäus, Nachträge zu Matthissons Leben, Mittheilungen des Vereins für Geschichte in Anhalt 1890. Blätter aus dem Stammbuch J. Baggesens hg. v. Baggesen und Grupe, Marburg 1893.

Ferner mache ich aufmerksam auf den prosaischen „Aufruf an edle Menschen-Freunde", den „C. M. Wieland, Herzogl. Sachsen Weimarischer Hofrath" im Weimarischen Wochenblatt vom 11. Februar 1809 Beylage zu Nr. 12 zu Gunsten eines Verarmten erließ.)

Zum 29. Januar 1810 verfaßte Wieland Verse für das Verlöbniß der Princeß Caroline, abschriftlich in

---

[1]) Über ihr Verhältniß zu Wieland s. W. Schwarz, Jugendleben der Malerin Car. Bardua. Breslau 1874, S. 26.

Wielands Nachlaß erhalten; sie wurden auf ein Band gedruckt mit kleiner Abweichung (ein Abzug mit dem Datum 19. Januar liegt mir vor); dann im Journal f. Luxus u. Mode 1810, S. 91. C. Bertuch schreibt darüber am 30. Januar 1810 an Böttiger (K. Bibliothek in Dresden): „Ein Kreis junger Frauenzimmer von Dlle. Wieland angeführt, überreichte (auf dem Freiball des Herzogs am 29. Januar) der Prinzessin einen Kranz von Lorbeer und Myrthen mit einem Band umwunden, auf dem beifolgendes Gedicht stand, welches Vater Wieland zu unserer Freude am 27. Januar gedichtet hatte."

Am 16. Februar 1810 zum Geburtstag der Maria Paulowna ließ Wieland drucken: „Merlin's weissagende Stimme aus seiner Gruft im Walde Brosseliand am 16ten Februar 1786. Ihro Kaiserlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Großfürstin Maria Paulowna vermählten Erbprinzessin von Sachsen-Weimar am 16ten Februar 1810 unterthänigst zu Füßen gelegt." 4 Bll. 4°. Darnach bei Preller, a. a. O. S. 101 ff.

Endlich: zur Geburt des ersten Sohnes der Princessin Karoline von Mecklenburg am 11. Februar 1812 schrieb Wieland „allerliebste Verse": s. Gizycki, a. a. O. S. 78. Ich kenne sie nicht. Henriette von Knebel schreibt darüber an Wieland Ludwigslust 6. März 1812: „Sie haben, in reicher Fülle, einen Seegen über das holde Kind ausgesprochen, der tief in das Herz unserer Prinzeß eingedrungen ist und, ich darf sagen, auch in das Herz des über alle Beschreibung glücklichen Vaters. Beide Eltern glauben Ihnen, bester Freund, für das herrliche Geschenk

nicht genug danken zu können .... Unsere liebe Prinzeß hält es für ganz unmöglich, daß Ihre liebevolle Weissagung und Ihre schönen Verkündigungen nicht zum Theil sollten erfüllt werden. Durch Ihren Beistand soll es geschehen." In dem (gleichfalls in Wielands Nachlaß, abschriftlich, ohne Datum erhaltenen) Briefe, den die befreundete Hofdame mit Vorstehendem beantwortete, hatte Wieland geschrieben: Möge der Geburtstag des Mecklenburgischen Prinzen „den Durchl. Eltern und Großeltern, möge er allen ihren Getreuen aller Stände und Classen, möge er unserm deutschen Vaterlande, dem unsre Fürstensöhne so ganz besonders angehören, ja möge er in seinen endlosen Folgen für die ganze Menschheit ein Tag der Freude und des Segens sein!!! ..... Ich schreibe unsrer geliebten Fürstin für diesmal nur ein kleines Briefchen, aber mit desto größeren Buchstaben." Hierin sind wohl die gleichen Wünsche, wie im langen Schreiben an Frl. von Knebel, in der Form einer poetischen Prophezeiung zum Ausdrucke gekommen. Dafür dankt die Princessin selbst am 22. April 1812: „Meinem kleinem Sohne wird es gewiß Glück bringen, daß er so in der Welt empfangen ist als er es durch Ihnen geworden .. der Himmel möge in Erfüllung gehen lassen, was ein solches Eintreten unter solchen Begrüßungen wie die Ihrigen, nur glückliches prophezeyt." (Aus Wielands Nachlaß.)

Die lange, zur Ergänzung der Werke Wielands nicht unergiebige Reihe führt an fast allen Personen vorbei, die für seinen Lebenslauf wichtig geworden sind. Sie leitet

von dem Stammeln und nachahmenden Phrasiren des Kindes bis zu den feierlichen Segenssprüchen des Greises; durch alle Stilarten Wielands, auf seine Höhe und wieder in die Jahre, da ihm, dem mit Prosa beschäftigten, Verse entfremdet waren, aber doch nicht stockend liefen. Auch die Gelegenheitsgedichte lassen sein wachsendes und sein die Kunst besitzendes Vermögen erkennen. Sie sind beredte Zeugnisse des Geschmackswandels, den er mit seinen Zeitgenossen zusammen durchgemacht hat; sie zeigen die feierliche Überstiegenheit der Mode seiner Jugend wie den im französisch Galanten verharrenden Gesellschaftston. Sie bekunden seine Neigung am frohen Spiel mit Reimen, seine Vorliebe fürs Erzählen und für kunstmäßiges Singen. Sie offenbaren auch seine ausgedehnte Bildung, seinen heiteren Sinn, seinen lebendigen Witz und vor allem sein enthusiastisches und gutes Herz.

IX.

Einige Bemerkungen

über

Hippokrates' Darstellung und Stil.

Aus einem Vortrag.

Von

Hugo Weber.

❧

In die Sammlung der Hippokratischen Schriften sind viele Stücke gelangt, ältere und jüngere, die nicht von Hippokrates herrühren. Der Zeit nach reichen die letzten Werke dieser Sammlung bis mitten in die Zeiten der Platonischen Schriften, und beide, sowohl diese wie diejenigen, für deren Verfasser wir Hippokrates annehmen dürfen, stehen auf den Stufen, die die attische Kunst dieser Zeiten erreicht hat.

Man darf wohl einmal solche Gebilde der Kunst der Rede an den Mitteln der Darstellung aus einer anderen Kunst veranschaulichen und so, mit Goethe zu reden, dem „Bedürfniß" genügen, „allem demjenigen, was wir geistiger Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen".

Die kunstvoll aufgebauten feinen Gestalten, die Anmuth und die weichen Umrisse der die Formen begrenzenden Linien in den plastischen Schöpfungen des Praxiteles, das bewegliche Spiel in den sanft ausgeglichenen Übergängen von Muskeln und Flächen und deren weiche Modellirung, das „blühende" Fleisch werden in anderem Materiale, im Aufbau und in der Durchführung des Dialoges, in der Kunst der Rede noch ein zweites Mal wie im Spiegelbilde in den Schöpfungen Platons sichtbar. In ihnen wie in

denen des Praxiteles empfinden wir ein Seelenvolles. Denn über beide ist der milde helle Schein leuchtend ausgebreitet, der aus der Tiefe und aus der Seele der Gestalten von selbst hervorbricht und alle Glieder mit Leben und Daseinsfreude erfüllt.

Hippokrates' Stil, in sich mannigfaltiger gegliedert als der anreihende Stil Herodots, wird gleichmäßig von einer ungesuchten natürlichen Anmuth des ganzen Gebildes getragen, „nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön": Perioden von vollendeter Regelmäßigkeit des Baues, übersichtlich fallend und steigend, die Glieder im Gleichgewichte, sich ergänzend und wie von selbst zum Ganzen fügend, verbindende, ebenmäßig eingefügte Theile von geringerem Umfange gefällig weiter leitend — und das Alles in treffendem, klarem, reichlichem Ausdruck, bezeichnend und mannigfaltig, frei und sicher gebildet. Bemerkenswerth ist die Verknüpfung der Theile einer Schrift. Wennschon die Anreihung verschiedenartiger Abschnitte nicht in auffälligen Formen geschieht, so ist dieser vornehme Stil ein besonderer Reiz der Darstellung bei der Anfügung und Einfügung der einzelnen Theile, die einer unmittelbar zusammenhängenden Gedankenreihe angehören. Der sanfte und ruhige Gang der Darstellung gleitet gelassen vorwärts und ohne stärkere Hervorhebung oder auffälligere Bewegung nimmt er neue Wendungen und Richtungen des Inhaltes an, so daß man nicht selten nur bei gleich ruhigem und hingegebenem Aufmerken es erreicht, das Neue als solches nicht zu übersehen. Auch diese Kunst ist ein Stück in dem Reichthume der Platonischen Werkstätte.

Der mit Hippokrates gleichzeitige attische Prosaiker, der durch ein umfängliches Werk in darstellender Form eine breite Fläche für die Beurtheilung seines stilistischen Charakters gewährt, ist Thukydides. Von den eingefügten Staatsreden sehen wir bei dieser stilistischen Vergleichung natürlich ab. Er ist ein Schriftsteller, dessen Herbigkeit und Schwere wie guter alter Wein nicht allen Gästen an der Tafel des Alterthums zusagt. Die alten Kunstrichter und Philologen heben eine Anzahl stilistischer Eigenthümlichkeiten an ihm hervor: im Streben nach Größe und Erhabenheit des Ausdrucks wandle er in den Fußstapfen Pindars; sie bemerken daß er die neuen stilistischen Mittel, die Gorgias' Lehre empfohlen hatte, anwende, und noch anderes.

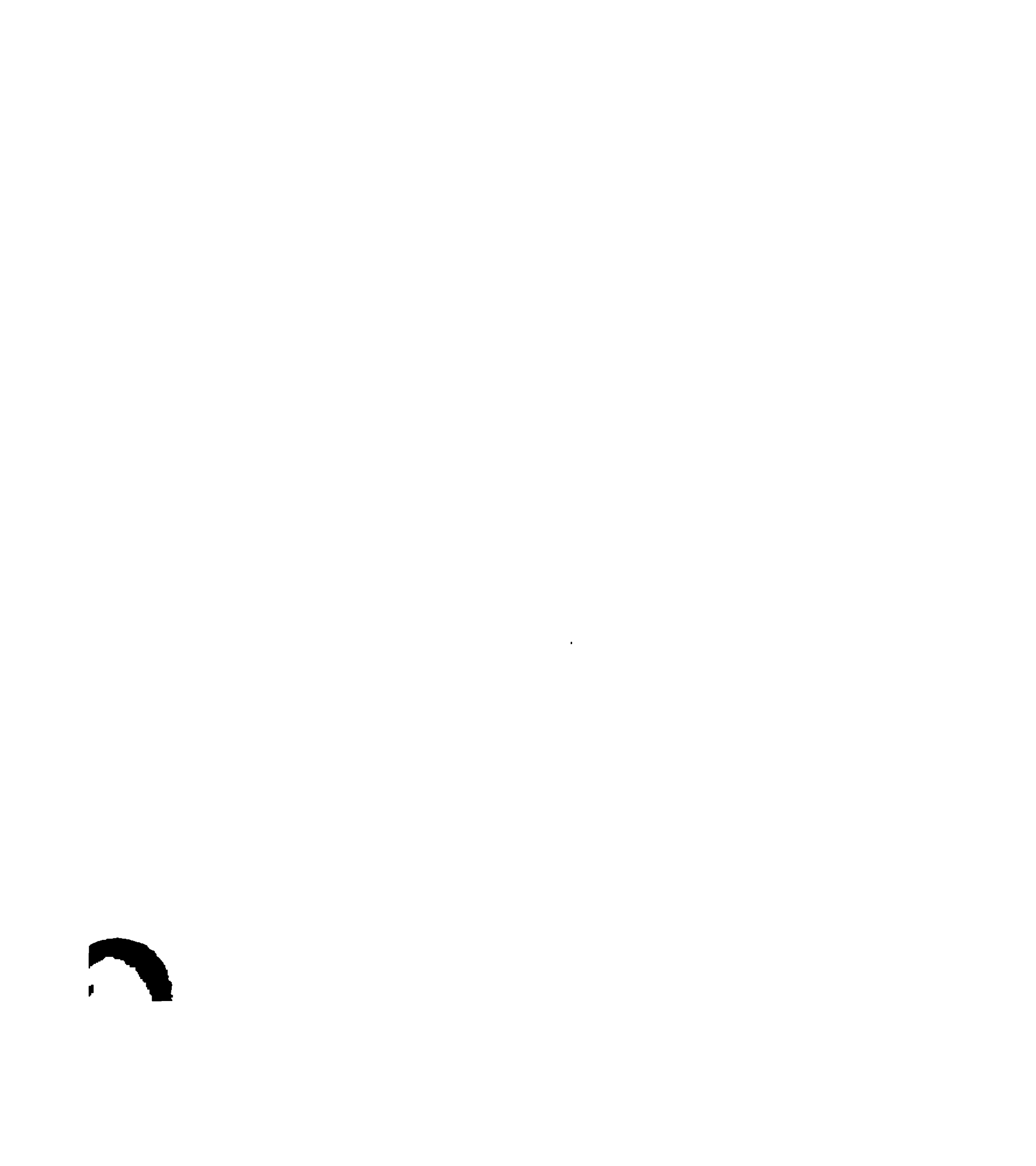
Sie rechnen ihn nach ihrer technischen Unterscheidung zu den Vertretern des hohen Stiles. Diese Einzelheiten sind nur begleitende Erscheinungen seines sprachlichen und stilistischen Charakters. Eine stilistische Charakteristik aber kann hier wie sonst überhaupt nur aus den führenden Motiven herausgeholt werden, die überall mannigfach modulirt durchklingen.

Vor allen andern drängt sich da auch einem nicht aufmerksamen Leser die Anlage und die Gestaltung seiner Satzgebilde auf, die nicht selten reichliche und zahlreiche Einschaltungen haben und daher überladen oder ungeheuerlich scheinen. Daher Fr. A. Wolf diesen Stil burschikos einen Feldwebelstil nannte. Perioden kann man diese Satzgebilde gar nicht nennen; denn sie enthalten viel mehr als zur auf- oder absteigenden Periode gehört. Aber

hinter ihnen liegt ein bestimmtes künstlerisches Princip. Es sind gruppenartig zu einem Satze, so zu sagen unter einem Hochton des Inhalts zusammengefügte Sätze, die alle einzelnen Thatsachen und Gedanken zusammentragen, um sie um einen Mittelpunkt zu versammeln. Dazu werden alle Einzelheiten herangezogen, aus denen sich das Ganze zu einer Einheit zusammensetzt, das seinen Ausdruck finden soll, sei es ein Ereigniß oder ein politischer Gedanke. Dieser so stark hervortretende Grundzug, dem die Darstellung folgt und dem sich andere verwandte, jetzt nicht näher bezeichnete Züge anschließen, zeigt Geistes- und Stilverwandtschaft mit der Kunst des Polygnotos aus der Kimonischen Zeit Athens in seinen figuren — richtiger gruppenreichen historischen Wandbildern in der Halle der Knidier zu Delphoi. Ohne eigentlich malerischen Eindruck fügten sie Gruppe an Gruppe, die ihrer Bildung und Zusammenstellung wie ihrer Nachbarschaft nach in Zusammenhang traten und ihn fortleiteten, auf breiten Wandflächen zu einheitlichen Compositionen zusammen, die in ihrer Gesammtheit bei abgewogener Gesetzmäßigkeit große Ereignisse darstellten, die Zerstörung Ilions und die Unterwelt — die Figuren in ruhiger Haltung, in einfacher strenger charakteristischer Farbengebung. Dieser Kunst gleicht die des Thukydides.

Hippokrates' stilistische Kunst, mitten inne stehend zwischen Demokritos' Kunst, der Blüthe ionischer Prosa, und Herodotos, ist der attischen Kunst der Prosa voraus und vergleichsweise mit dem Stile der Plastik seiner Zeit übereinstimmend. Sein Stil ist eine Vereinigung von

Würde und Anmuth, wie sie in plastischer Gestalt von der Hand des Kephisodotos, des Vaters des Praxiteles, die Münchener Friedensgöttin mit dem Kinde Reichthum verkörpert. Das Werk ist nicht mit Brunn etwa ins Jahr 375 zu setzen, es ist vielmehr „im kunstgeschichtlichen Sinne nur an der Schwelle des 4. Jahrhunderts verständlich", wie Wilhelm Klein jetzt in seinem Buche über Praxiteles überzeugend darlegt. So tritt Kephisodotos auch zeitlich dem Hippokrates nahe. Die künstlerischen Eigenschaften, die in Hippokrates' Stil und in dem des Bildhauers hervortreten, gleichen sich in ihrem Gesammtcharakter und in ihrer Wirkung: beider Künstler Werke in ihrer schlichten Schönheit, im ruhigen Aufbau reizen nicht, aber sie schlagen unsere Aufmerksamkeit sanft in Fesseln; denn sie sind die schönen liebevoll und sorgfältig gestalteten Formen für einfache und dauernde Gedanken mit gesättigtem Inhalt.



X.

Drei Briefe

von

Carl Philipp Moritz

an Herder.

Von

Gotthilf Weisstein.



Sie waren der Erste, verehrter Herr, der in meiner Moritz-Studien Maienblüthe mich mit Rath und That unterstützte. Kaum war meine Bitte nach Moritz-Manuskripten in Weimar zu Ihnen gelangt, so veröffentlichten Sie in den Grenzboten (1877. IV, S. 516—18) jenen charakteristischen Brief von ihm an Herzog Carl August, in welchem von dem schlechten Deutsch der Berlinerinnen so ungalant die Rede ist. Später dann durfte ich in Ihrem Archive noch manche handschriftliche Schätze — „wunderlichst in diesem Falle“ — copiren und Einiges davon ist im vorigen Juli bei einer lieben, festlichen Gelegenheit auch im Druck erschienen. Heute nun, wieder zu einer lieben festlichen Gelegenheit, darf wohl Moritz noch einmal bei Ihnen in eigenen Worten anklopfen. Und daß er als Correspondent Herders auftritt, wird Ihnen gewiß seine Briefe noch werthvoller machen, die mir bereits vor Jahren Rudolf Haym zur Abschriftnahme anvertraut hat. Auch an dieser Stelle sei ihm dafür freundlichst gedankt.

1.

Der erste Brief bezieht sich auf die psychologisch-pädagogische Erstlingsschrift „Unterhaltungen mit meinen Schülern. Von M. Karl Philipp Moritz, Konrektor am

grauen Kloster zu Berlin. Erstes Bändchen, Berlin 1780",.. die, wie es scheint, zuerst in einzelnen Bogen herausgekommen ist. Das Büchlein ist ungemein selten geworden — die Berliner Kgl. Bibl. besitzt es nicht. Das 8. Stück, welches M. an Herder schickt, betitelt sich „Die Schöpfungsfeier, bei einem Spaziergange des Morgens" und knüpft, wie die andern „Unterhaltungen" an wirkliche Gespräche an, die M. mit seinen Schülern geführt hat, wie Jördens (VI, 848), der M. gekannt hat, bezeugt. „Der Verfasser will Herders Idee, die Ordnung der mosaischen Schöpfungsgeschichte aus dem allmähligen, stufenweisen Hervortritt der belebten und leblosen Natur aus der Dunkelheit der Nacht bei anbrechendem Morgen zu erläutern, auch bei Kindern nutzen". Den näheren Zusammenhang von M.'s Ausführungen mit Herders geschichtsphilosophischem Buche „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774—76) im Einzelnen nachzuweisen, muß zu einer andern Gelegenheit aufgehoben sein.

Der Brief lautet:

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr
Consistorialrath.

Ich übersende Ihnen hier etwas, wovon ich wünsche, daß es Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth seyn möchte. Seit zwei Jahren macht der Umgang mit Kindern, und die Bildung derselben, das Glück meines Lebens aus. Daher unterlaße ich auch nichts, was dazu dienen könnte, mich in diesem Fach immer vollkommner zu machen. Ich laß Ihre Schriften, ins-

besondre die Urkunde, und fand darinn was ich suchte, neue Aufschlüße über die Kinderseele. Ich säumte nicht, von dem was ich gelesen hatte, die Anwendung zu machen. Ich wählte mir einige unter meinen iungen Freunden aus, und ging, an einem Sontagmorgen, ehe der Tag anbrach, mit ihnen aufs Feld hinaus, um diese Schöpfungsfeier, worauf sie sich schon lange gefreut hatten, nun wirklich realisirt zu sehn. Der Eindruck, den diese Scene machte, übertraf alle meine Erwartung, solche Andacht, solche Freude erblickt ich auf iedem Gesichte. Nachher habe ich öfter dergleichen Spatziergänge angestellt, welche immer dieselbe Würkung thaten: und ich hoffe, der Eindruck, den dies auf meine Schüler macht, soll in ihrem ganzen Leben unauslöschlich bleiben. Gerne möcht' ich nun wißen, und von Ihnen selber wißen, ob ich Sie ganz verstanden hätte; gerne möcht' ich einige Winke nutzen, die Sie mir vielleicht noch hierüber geben könnten. Ein Brief von Ihnen würde mir Aufmunterung seyn, in meinem süßen Geschäft mit immer mehrerm Eiffer fortzufahren. Ich gebe eine Monathsschrift heraus, unter dem Titel, Unterhaltungen mit meinen Schülern, welche iezt zu sechszehn Bogen angewachsen ist, und mit nächstem, als ein Bändchen, hier in Berlin, herauskommen wird; aus dieser habe ich die Schöpfungsfeier, für einige Freunde, besonders abdrucken laßen, und mir die Freiheit genommen, Ihnen ein Exemplar davon zuzuschicken. Indem ich dieses schreibe, freue ich mich schon auf eine Antwort von Ihnen und glaube nicht, daß Sie meine

angenehme Hoffnung täuschen werden. Ich bin mit der größten Hochachtung

Hochwürdiger Herr Consistorialrath

Ihr

Berlin. d. 17ten Juni.
1780. ergebenster Diener

M. C. P. Moritz

Conrektor am grauen Kloster,
zu Berlin.

2.

Aus der „Italienischen Reise" ist bekannt, daß Goethe den Anstoß dazu gab, daß Moritz, bei ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Rom, sich noch einmal an Herder wandte. Vermuthlich hat dieser obigen Brief des Berliner Conrektors nicht beantwortet, oder seine Antwort fiel so aus, daß M. den Muth zu weiterer Correspondenz verlor. Ein derartiger Ton klingt aus den ersten Zeilen des nachfolgenden Briefes von M. hervor, auf den sich Goethes Schreiben aus Rom („18. Februar, Abends nach verklungener Karnevals-Thorheit") bezieht. „Ich lasse bei meiner Abreise Moritzen ungern allein. Er ist auf gutem Wege, doch wie er für sich geht, so sucht er sich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herder'n zu schreiben; der Brief liegt bei; ich wünsche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hilfreiches enthalte. Es ist ein sonderbar guter Mensch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Personen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über seinen Zustand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein gesegneteres Verhältniß an-

knüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu schreiben. Er beschäftigt sich mit einem lobenswürdigen antiquarischen Unternehmen, das wohl verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe besser angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben." Das in Goethes und M.'s Briefen erwähnte „Unternehmen" ist wohl nicht das dreibändige Werk von M. „Reisen eines Deutschen in Italien", sondern entweder die Vorarbeiten zu der Zeitschrift „Italien und Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunst", deren Mitherausgeber der bekannte antiquarische Philologe Aloys Hirt war, oder die „*Ανθουσα*", oder Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit." 1791. Erstere erschien, von 1789 an in Berlin und ihretwegen kam er in Conflikt mit Campe, dem er sie zuerst zum Verlag angeboten hatte, ohne dann aber monatelang etwas von sich hören zu lassen. Moritz schreibt:

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Generalsuperintendent,

Ich würde es nicht gewagt haben, die Zahl Ihrer Korrespondenten zu vermehren, wenn nicht der Herr Geheimrath von Göthe, dessen langgewünschte und mir unschätzbare Bekanntschaft ich hier in Rom gemacht habe, mich selbst dazu aufgemuntert, und mir die Versichrung gegeben hätte, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn würde, wenn ich meinen Plan, ein gemeinnütziges Werk über die römischen Alterthümer hier an Ort und Stelle auszuarbeiten, Ihnen zur Prüfung vorlegte, um

Ihre Winke darüber, besonders in pädagogischer Rücksicht, zu vernehmen.

Meine Absicht bei diesem Unternehmen geht nehmlich vorzüglich dahin, das Studium der Alterthümer, wo möglich angenehmer und lehrreicher zu machen, als es bisher gewesen ist, indem ich das Wichtigere vor dem Unwichtigerem, nach dem Grade des Interesse, den es noch itzt für die Menschheit haben kann, heraus zu heben, und eines dem andern gehörig unterzuordnen suchte, so daß dadurch für das Ganze ein fester Gesichtspunkt gewonnen würde, woraus dasselbe in einem interessanten Lichte betrachtet werden, und zugleich, mit wohlthätigem Einfluß, auf den Geist, der es betrachtete, zurückwirken könnte.

Ich darf Ihnen das Allgemeine dieses Plans nicht weiter auseinandersetzen, da alles auf das Detail in der Ausführung ankömmt, worüber ich eben Ihre Winke zu vernehmen wünschte: Denn dieß Buch sollte für Erwachsene und auch für die Jugend in Schulen brauchbar seyn, und zugleich eine Begierde zur Lektüre der Alten einflößen, indem alles gleichsam perspektivisch gestellt würde, so daß es immer noch zu etwas Fernem und Unbekanntem hinzöge; oder vielmehr, das Buch sollte nur eine anlockende Reisebeschreibung von dem Lande der Vorwelt seyn, welches man durch die Lektüre der Alten nachher erst selbst zu bereisen und darinn herumzuwandern anfinge.

Da ich itzt bloß Materialien sammle, welche ich immer noch ordnen kann, wie ich will, so würde mir jede Berichtigung meiner Ideen äußerst willkommen seyn.

In Ihren zerstreuten Blättern, die ich hier, während einer langwierigen und schmerzhaften Kur eines Armbruchs gelesen, und manchmal Trost und Linderung daraus geschöpft habe, stehen ein paar Abhandlungen über Gegenstände aus dem Alterthum, welche äußerst interessant für mich waren, weil sie nicht nur in Ansehung der Sachen, sondern auch in Ansehung der Methode, wie dergleichen Sachen eigentlich bearbeitet (werden) sollen, meine ganze Aufmerksamkeit an sich zogen: es sind die Abhandlungen über die Nemesis der Alten, und über die Frage: wie sie den Tod gebildet?

Wollten Sie nun fortfahren, mich zuweilen schriftlich zu belehren, wie Sie durch zwei gedruckte Abhandlungen schon den Anfang dazu gemacht haben, so würde dieß, vorzüglich in meiner jetzigen Entfernung von allen litterarischen Verbindungen in Deutschland, eine der größten Aufmunterungen für mich seyn. Und wenn Sie mir durch eine erwünschte Antwort zu öftern Anfragen Muth machen, so werde ich des Glückes eines Briefwechsels mit Ihnen, mich auch mit dem gehörigen Maaß, das bei allen Dingen so nothwendig ist, zu bedienen wissen.

Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr
gehorsamster Diener
Moritz.

Rom, d. 17ten Febr. 1787.
Piazza di Spagna,
Pasquale Porfiri, passato
il Caffee di Aliberti
al terzo piano.

3.

Nachfolgender Brief mit mangelndem Datum gehört wohl dem Anfang des Jahres 1789 an, als sich Moritz nach Deutschland zurückbegab. Die Datumbezeichnung ist genau dieselbe, wie in dem kurzen Briefchen an den Maler Macco, den ich in meinem obenerwähnten Moritzheft (Juli 1899) S. 11 abgedruckt habe.

Florenz, d. Sonnabend.

Hier ist mein Sprachschlüssel, der sich gern in die höhere Sprache einhüllen möchte, welche mir den Weg zu Ihrem Herzen gebahnt hat. Meine Reise ist bis auf diesen Tag, bei heitrem Wetter, angenehmen Gespräch, und ruhigem Gemüth, vortrefflich von statten gegangen.

Fahren Sie darum ja fort, mir Gutes zu wünschen, denn es ist nicht umsonst!

Ich laße keinen Moment unbenutzt vorübergehen, und stärke mich itzt (?) durch den Genuß des Angenehmen, das Wiederwärtige zu ertragen.

Heute Abend bei Sonnenuntergang bin ich unter den Pappeln am Ufer des Arno spatzieren gegangen. Der Fluß hat ein sehr breites Bette ist aber beinahe ganz ausgetrocknet. Allein die mit Bäumen bepflanzten Ufer, und die Aussichten nach den Bergen zu sind reitzend.

Die heilige Frühe habe ich diese Tage über fast jeden Morgen begrüßt, weil wir immer vor Tage schon abgefahren sind; und bei diesem ruhigen und ununterbrochnen Anblick der schönen Natur, und der abwechselnden Tages=

zeiten, haben sich einige mir noch[1]) neue Ideen bei mir entwickelt, die ich suche, in schickliche Worte zu bringen.

Indes widme ich täglich ein paar Stunden dazu, meine Sachen in Berlin im Voraus in Gedanken ein wenig zu ordnen.

Von Ihren Segnungen begleitet, reise ich nun weiter, und ruhe in Ihrer Liebe, welche mich doch mit der ganzen Natur umgiebt.

Moritz.

[1]) noch ist ausgestrichen.

XI.

Die historische Bedeutung

von

Klopstocks „Messias".

Von

Richard Maria Werner.



Verehrter Freund!

Meinen Glückwunsch zu Ihrem Festtage, den Sie in so beneidenswerther geistiger und körperlicher Frische zu begehen das Glück haben, gestatten Sie mir wohl mit einigen Ausführungen zu verbrämen, die anspruchslos gegeben sind, mich aber seit Jahren beschäftigten. In meinen akademischen Vorträgen ist es mein Bestreben, die Zuhörer bei den einzelnen litterarischen Erscheinungen über die historische Bedeutung zu unterrichten, ihnen klar zu machen, weshalb einzelne Dichter, oder einzelne Werke zur Zeit ihrer Publication, so mächtig wirken mußten, wenn wir auch heut zu Tage diese Wirkung nicht mehr nachzufühlen, ja kaum zu begreifen im Stande sind. Mir widerstrebt es, einen absoluten Maßstab anzulegen, wo allein der relative zur Erkenntnis führen kann. Ich habe gefunden, daß ich dadurch mein Publicum zwar weniger amüsire, aber vielleicht weiter fördere, als wenn ich in beliebter Weise vom Standpunkt unseres heutigen Geschmackes aburtheilte und verspottete. Der historische Sinn wird dadurch geweckt, und gerade die Litteraturgeschichte scheint die Fähigkeit zu besitzen, ihn zu stärken.

Ein Werk, vor dem sich moderne Leser gewöhnlich zu bekreuzen pflegen, während es einstens das höchste Ent=

zücken bei den Besten der Nation erregte, scheint mir ganz besonders dazu geschaffen, ihm bei sorgsamem Eingehen in die eigenthümlichen Zustände seiner Zeit und bei einem Blick auf die geschichtliche Lage den richtigen Platz anzuweisen. Vielleicht lassen Sie es sich gefallen, daß ich Ihnen Klopstocks „Messias“ in der mir wichtig erscheinenden Beleuchtung vorführe, indem ich ein paar Einzelheiten der bisherigen Betrachtung anders darstelle.

Sie wissen, daß Opitz in seinem „Buch von der deutschen Poeterey“ (Neudruck S. 22) an der Möglichkeit eines deutschen Epos gezweifelt hatte. „Ob aber bey uns Deutschen so bald jemand kommen möchte, der sich eines vollkommenen Heroischen werckes vnterstehen werde, stehe ich sehr im zweifel, vnnd bin nur der gedancken, es sey leichtlicher zun wündschen als zue hoffen.“ Die wenigen Versuche des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts hat Franz Muncker in seiner Klopstockbiographie (S. 72 ff.) zusammengestellt und gewürdigt; sie sind weder an Zahl, noch an Werth ansehnlich und haben auch kaum einen tieferen Eindruck gemacht.

Allen diesen Werken ist eigen, daß sie mehr Beschreibungen als Erzählungen sind, daß sie zwischen dem Epos und der Lyrik hin- und herschwanken, zwischen Lobgedicht und Bericht. Meist ist der allzugeringe, wohl auch zu wenig bedeutende Kern der Handlung bloße prosaische Geschichtserzählung, aber durch den herkömmlichen Apparat des Epos, also einmal durch Bilder, dann durch die Göttermaschinerie, bestehend in Allegorien, aufgeschwellt. So wechselt platte Verstandesmäßigkeit mit parodirtem

Pathos. Von allen diesen Vorgängern nennt Klopstock keinen außer Postel. Die Helden des bisherigen deutschen Epos entbehrten einer höheren Bedeutung, eines menschlichen, oft sogar eines wirklich nationalen Interesses.

Klopstock wählte für sein Epos einen Helden, der in der ganzen Menschheit höchste Theilnahme zu erregen vermochte, das Allgemeinmenschliche war wenigstens in nuce vorhanden. Auch populär ist sein Stoff, wie kein zweiter, fest übergegangen in das Bewußtsein der christlichen Menschheit, jedem gegenwärtig, jedem heilig und erhaben. Freilich — das ist oft genug betont worden — Eines fehlte dem Stoff bei allem Reichthum an Handlung: ein thätiger Held. Christi Größe besteht im Leiden, einem zwar freiwilligen, aber trotzdem unepischen Leiden. So bot der Stoff, den Klopstock wählte, zwar einerseits die höchsten Vortheile: Erhabenheit, Allgemeinmenschlichkeit, und höchste Popularität, andererseits barg er große Gefahren: einen leidenden Helden, als Gottessohn sinnlich und unsinnlich zugleich, eine That in Gedanken: die Heilsidee, endlich einen Zwang: der Stoff war nicht bloß poetisch, sondern religiös, gestattete daher keine Freiheit der Erfindung, ja nicht einmal der Bewegung und drohte dem freier schaltenden Poeten mit dem Proteste der Gläubigen. Die weiteren von Muncker ausführlich gewürdigten Schwierigkeiten, die von der Orthodoxie, der Freigeisterei, dem Pietismus und dem lyrischen Zug des Klopstockschen Wesens drohten, brauchen nicht weiter behandelt zu werden, sie lassen sich nicht bestreiten.

So jung aber Klopstock bei der Conception und dem Beginn seiner Dichtung war, er fand in gewissem Sinn einen glücklichen Ausweg, indem er mit einer Art von äußerster Consequenz noch weiter ging: er verlegte die Handlung ganz ins Innere seiner Personen, er zeigt, wie „die Leiden der Erlösung in Christi Seele anfangen" oder wie sie in seiner Seele zunehmen, und Niemand wird läugnen können, daß Klopstock dadurch dem modernen Geschmack entsprochen hat. Er darf nicht am antiken Epos gemessen werden, sonst kommt er ebenso zu kurz, wie Schillers Lyrik etwa, die man am Volksliede messen würde; müssen wir der Gefühlslyrik die Gedankenlyrik entgegenstellen, so dürfen wir mit ähnlicher Berechtigung dem Epos des äußeren Geschehens ein Epos des inneren Handelns gleichsetzen. Wir könnten mit vollem Rechte dem antiken oder volksthümlichen Epos das — psychologische Epos gesellen. Gedanken, Gefühle sind auch Erscheinungen, wenn sie gleich nicht dem Auge sichtbar werden.

Mit Klopstocks „Messias" beginnt jene Richtung im Epos, die wir bis zum heutigen Tage wirksam sehen, für welche nicht das äußere Geschehen, sondern die Vorgänge des Inneren die Hauptbedeutung haben. Rousseau's „Nouvelle Héloise", Goethes „Werther", „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften" bis herauf zu den Romanen der neuesten Zeit, zu Dostojewskij, Tolstoi sind nur Nachfolger des „Messias", was das Wesen der Sache betrifft. Alles Äußere dabei ist eine Folge der poetischen Theorie, eine Concession an das traditionelle Epos der Antike, und trifft hauptsächlich die Darstellung; man könnte vielleicht auch

hier von Systemzwang sprechen. Erst die allerneueste Zeit ging hier noch weiter und brachte z. B. in St. Przybyszewskis Romanen reine Seelenprojectionen ohne die geringste äußere Handlung hervor. Man könnte dieselbe Theilung im Drama verfolgen und auch hier von Klopstocks Versuchen, besonders seinem „Tod Adams" ausgehen, weil dem Drama des äußeren Vorgangs allmählich ein Drama des inneren Geschehens zur Seite tritt. Doch dies möchte ich heute nicht weiter verfolgen.

Klopstock hat mit seinem „Messias" allerdings kein antikes Epos geschaffen, aber in gewissem Sinn und ohne es selbst zu wissen eigentlich etwas ganz Neues hervorgebracht: ein Gedankenepos. Dadurch weist er weit über seine Zeit hinaus, auch jetzt ist man kaum noch völlig dahin gekommen, diese Bedeutung seines Werkes zu erfassen. Klopstock war sich gewiß nicht bewußt, so principiell vom alten Epos abgewichen zu sein.

Wenn Scherer in der Litteraturgeschichte S. 424 f. und ihn erweiternd Muncker S. 90 ff. sehr geistvoll entwickeln, wie es Klopstock hätte machen müssen, um ein Epos zu schaffen, so beweisen sie nur, daß sie ganz abhängig sind von der alten konstruirenden Ästhetik und befangen in der Tradition der Poetik. Stellen wir uns auf den inductiven Standpunkt, dann dürfen wir nicht fragen, wie Klopstock hätte vorgehen sollen, um ein Epos im antiken Sinne hervorzubringen, wir müssen vielmehr erwägen, wie er es gemacht hat, denn nur so werden wir den Charakter seines Werkes zu erfassen vermögen. Klopstock sucht nicht Anschauung in unserer Phantasie, sondern

mächtigen Eindruck auf unser Gefühl hervorzubringen. Und das ist ihm meist gelungen.

Muncker charakterisirt (S. 93f.) den „Messias" ganz vortrefflich durch die Worte: „Klopstock schildert uns das Denken und Empfinden Jesu auf den verschiedensten Stufen seines Erlösungswerkes, sein inneres Seelenleiden, und er schildert es so, wie es auf unser eignes Empfinden den mächtigsten Eindruck machen, nicht, wie es unserer Phantasie das anschaulichste Bild darbieten kann. Er versammelt um den Heiland Schaaren von Menschen, Engeln und Teufeln; aber auch sie tauschen nur ihre Betrachtungen gegenseitig aus oder machen uns zu Zeugen ihrer Gebete, ihrer Wehrufe und Klagelieder, wie ihrer Jubelchöre und Triumphgesänge. Der Dichter bemüht sich uns zu zeigen, welche Wirkung in jedem einzelnen Augenblick das, was zu Jerusalem geschieht, auf die Bewohner von Himmel und Hölle, auf die gerade lebenden wie auf die längst verstorbenen und auf die noch ungeborenen Menschen ausübt. Diese Wirkung offenbart sich aber meist nur durch Gedanken und Empfindungen, im günstigsten Falle durch Reden. So wird denn die" — setzen wir hinzu: äußere — „Handlung, welche ohnedies langsam fortschreitet, durch diese beständige Rücksicht auf alle, die an dem Erfolge der Passion Antheil nehmen, neuerdings beständig verzögert."

Dann fügt Muncker hinzu: „Daher vornehmlich kommt es, daß den modernen Leser die Messiade so bald langweilt und abstößt". Das erscheint mir aber nicht richtig. Wir lesen mit dem größten Antheil die fortwährende psychologische Arbeit des Mörders Raskolnikow, obwohl

auch in diesem Romane die äußere Handlung immer nur ganz langsam fortschreitet, und unser Interesse wird nicht durch sie, sondern gerade durch die „Gedanken und Gefühle, im günstigsten Falle durch Reden“ erweckt und athemlos wach erhalten. Weshalb uns Klopstocks Messiade gegenwärtig ermüdet, hat seinen Grund anderswo. Das innere Leben bei ihm ist zu gleichmäßig, zu wenig mannigfaltig, zu wenig vertieft für unseren modernen Geschmack; die auftretenden Chöre — der Menschen, Engel und Teufel — bilden nur unlebendige Massen, während das psychologische Epos durchaus Individuen verlangt. Das innere Leben des „Helden“ Christi dagegen ist für uns schwer faßbar, weil es zwischen menschlichem Leiden und göttlichen Entschlüssen hin- und herschwankt, weil ein Gottmensch vor uns steht. Aber alles das ginge vielleicht noch an; der Mangel an Wirkung auf den heutigen Leser, soweit er nicht aus einer vorgefaßten Meinung hervorgeht, erklärt sich hauptsächlich daraus, daß die fortschreitende Kunst die Dichter gelehrt hat, das innere Leben schärfer zu beobachten. Wir sind an detaillirtere Seelenschilderungen gewöhnt, als sie Klopstock zu bieten vermag, die zerfasernde Art oder Manier der Darstellung muß immerfort gesteigert werden, wenn sie noch Wirkung hervorrufen soll. Ich könnte mir ganz gut denken, daß Raskolnikow in hundert Jahren ebenso langweilig erschiene, weil man es noch viel weiter in der Kunst psychologischer Analyse gebracht hat, und weil das Publikum selbst noch besser geschult wäre, die Seelenvorgänge zu erfassen. Also in Klopstock selbst ruht nur ein Theil der Schuld, daß sein „Messias“ nicht

mehr wirkt, wie er einstens wirkte, der andere größere Theil der Schuld liegt in der Gattung seines Werkes, die mit dem Weiterschreiten der Entwickelung die Anfangsstadien unbeholfen erscheinen läßt. Zudem ist unsere Zeit sehr weit entfernt von jener religiös mächtig erregten Periode um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Uns interessiren religiöse Stoffe nur mehr wenig. Zu alle dem ist der „Messias" mit erlahmender Kraft ausgeführt: der Dichter hielt sich nicht auf der Höhe des Beginns.

Aber wir können die Bedeutung des „Messias" gar nicht erfassen, wenn wir uns nicht klar machen, daß die psychologische Weise der Darstellung eben etwas bis dahin ganz Neues war, wozu sich noch Vers- und Wortform in ihrer neuen Gewalt gesellten, um den Eindruck des Unerhörten, noch nie Dagewesenen hervorzurufen. Das Schicksal des Abbadona, des gefallenen Engels mit der Reue im Herzen, beschäftigte damals, wie bekannt, die ganze Welt, man stritt darüber, ob er noch Gnade werde erlangen können, oder ob er ewig verdammt sei. Diese Figur war eben eine wunderbar geniale Neuerung Klopstocks, von einer Großartigkeit der Conception, mit der sich nichts Vorausgegangenes vergleichen ließ; auch Milton bot keinen Vergleichspunkt. Aber wie so oft bei Klopstock: der Entwurf ist von höchster Eigenart und bezwingender Genialität, die Durchführung gelingt noch nicht in ebenbürtiger Weise. Klopstock versteht es nicht zu steigern, zu wechseln, auch Abbadona bleibt, einmal erschienen, immer derselbe; höchstens im Einzelnen kleine Entwickelungen, aber sehr häufig noch so, daß Klopstock immer von Neuem

einsetzt, das Vorausgegangene vergessen sein läßt und darum nicht den Eindruck des consequenten Fortschreitens, der geschlossenen Einheit hervorbringt.

Auch ist für das psychologische Epos Reichthum der Figuren kein Vorzug, weil wir noch nicht so geübt sind, das innere Leben mehrerer Personen neben einander zu verfolgen. Selbst jetzt nach anderthalb Jahrhunderten stellen unsere modernen Romanciers immer nur ganz wenige Personen, eine bis höchstens drei, so dar, wie schon Goethe im „Werther" that, während Klopstock hierin und in Allem Concessionen an die Antike und die Theorie des Epos macht und daher einen Zwitter schafft. Aber abgesehen von alle dem, sein „Messias" ist die bedeutendste Neuerung, die wir im Verlaufe der Litteraturentwickelung beobachten können.

Noch Eins verlangt das psychologische Epos, das man auch das subjective nennen könnte, woran es Klopstock hat fehlen lassen: Klarheit der Darstellung, scharfes Erfassen des psychologischen Vorgangs und lebendiges Vergegenwärtigen. Leider hat Klopstock statt der entwickelnden Art sehr häufig die beschreibende gewählt, statt die inneren Erlebnisse sich aussprechen zu lassen, sie von Außen abgemalt, statt der Charakteristik durch Reden u. dgl. das directe Characterisiren, die Steckbriefweise, gewählt. Und am stärksten hat er gegen ein Erforderniß des psychologischen Epos verstoßen; es verlangt noch mehr als das objective: vollste Anschaulichkeit; wir müssen ein deutliches Bild der Personen bekommen, um ihren inneren Erlebnissen folgen zu können. Überall dort, wo das subjective mit

dem objectiven Epos zusammentrifft, muß die Anschaulichkeit um so höher sein; das fühlten unsere modernen Schriftsteller ganz wohl und vereinigen eben darum photographische Naturtreue des Äußeren mit ihrer zerfasernden Manier, inneres Leben darzustellen. Klopstock hat das versäumt, nicht gekonnt und wohl direct nicht gewollt. Er scheint der Meinung gewesen zu sein, die wir uns historisch ganz gut erklären können, daß Unanschaulichkeit die Großartigkeit erhöhe, daß Gestalten, wie aus Nebel geformt, mächtiger wirken, als Gestalten von Fleisch und Blut, Unbestimmtheit stärker als plastische Sinnlichkeit. Die Phantasie war in Deutschland noch gar nicht zu ihrem Rechte gekommen; Klopstock verwechselte Phantastik und Phantasie, und so gestaltet er nun sein Werk, um es recht erhaben zu machen, in einer zerfließenden, unsinnlichen Art. Aber seiner Zeit eilte er voran, das hat Goethe zu Eckermann bemerkt, und zog sie nach sich. Weil seine Neuerung so rasch von der jüngeren Generation aufgenommen wurde, wobei die psychologische Kunst kräftig erstarkte, wurde sein Werk allmählich überholt und konnte den Späteren nicht mehr zum Führer dienen, ja nicht einmal mehr gefallen. Trotzdem glaube ich, daß ein moderner Vorleser mit einer geschickten Auswahl noch immer Wirkung erzielen und die Gebildeten dahin bringen könnte, ihr Vorurtheil dem „Messias" gegenüber zu beseitigen. Das Gedicht hat Stellen, die durch ihren hinreißenden lyrischen Ton, durch die Macht ihrer klangvollen Sprache, durch die prächtigen Accorde des musicalischen Verses noch heute zu entzücken vermögen. Wer kann sich

dem Eindruck des ergreifenden Gebetes entziehen, mit dem Klopstock den zehnten Gesang beginnt! Wie zittern die Verse noch lange im Leser nach, wenn er sich vorsagt:

Deines Lichtes Ein Schimmern, von Deiner Gnad Ein Tropfen,
Ist, dem Erkenntnißbegierigen, ist, dem Durstenden, Fülle!

Sie werden, verehrter Freund, bei Ihren vielen wichtigen Arbeiten wahrscheinlich, wie die meisten, lange nicht zum „Messias" gegriffen haben, vielleicht veranlassen Sie die vorstehenden Zeilen, wieder einmal einen Blick in das Werk zu werfen, das einst so Vielen Trost und Genuß bot. Es würde mich freuen, wenn Sie mir dann bestätigen könnten, daß auch Sie, der genaue Kenner unserer litterarischen Vergangenheit, den modernen Zug in dem vergessenen Gedichte gefunden haben, den ich darin zu entdecken glaube! Dann hätte mir mein Glückwunsch zu Ihrem 70. Geburtstag den frohsten Gewinn verschafft!

Treulichst Ihr

Lemberg am 22. März 1900. Richard Maria Werner.



XII.

Bibliographische Übersicht

über die

Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Ausgaben

C. A. H. Burkhardts.

Zusammengestellt

von

Johannes Trefftz.



I.

Selbstständige Werke.

---

1. Correcturen und Zusätze zu Quellenschriften für Hohenzollrische Geschichte. I. Das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles herausgegeben von Constantin Höfler. Jena 1861.
2. Geschichte des Sachsen-Ernestinischen Gesammtarchivs. Zweite Bearbeitung nach amtlichen Quellen. 1862. (Nicht im Handel; metallographische Abzüge für die betheiligten Staatsregierungen.)
3. Die Gefangenschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen und das Schloß zur „Fröhlichen Wiederkunft". Meist nach archivalischen Quellen. Mit 1 Abbildung. Weimar 1863.
4. Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas. Nach neuaufgefundenen Quellen dargestellt. Leipzig 1864.
5. Die Archivfrage vor dem Reichstage. Zugleich eine Entgegnung auf die von Hagkesche Broschüre: Über die Wiederherstellung eines deutschen Reichsarchivs und die Reformen im Archivwesen. Als Manuscript gedruckt. Weimar 1868.
6. Hand- und Adreßbuch der deutschen Archive im Gebiete des Deutschen Reiches, Luxemburgs, Österreich-Ungarns,

der russischen Ostseeprovinzen und der deutschen Schweiz. 1. Aufl. Leipzig 1875. 2. stark vermehrte Aufl. (1. Theil: Handbuch, 2. Theil: Adreßbuch). Ebd. 1887.

7. Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524 bis 1545, umfassend: Die Visitationen in den heutigen Gebietstheilen der Königreiche Preußen und Sachsen, des Großherzogthums Weimar, der Herzogthümer Gotha, Meiningen, Altenburg, des Herzogthums Braunschweig und der Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt, Sondershausen, Reuß j. und Reuß ä. L. (A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Kirchen- und Schulvisitationen im Zeitalter der Reformation). Leipzig 1879.

8. Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Mit Bild und Kompositionen Kaysers. Leipzig 1879.

9. Geschichte des Gewerbevereins zu Weimar 1833—1883. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums. Weimar 1883.

10. Stammtafeln der Ernestinischen Linien des Hauses Sachsen. Quellenmäßig bearbeitet. Festgabe zur Eröffnung des Archivgebäudes am Karl Alexanderplatze am 18. Mai 1885. Weimar o. J. [1885.].

11. Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung (1791—1817). (Theatergeschichtliche Forschungen, herausg. von Berth. Litzmann. 1.) Hamburg und Leipzig 1891.

II.
Abhandlungen und kleinere, auch publicistische Aufsätze in Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen.

---

12. Die Bauten am Paulinerkloster zu den Zwecken der Universität Jena. Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. 4 (1861), 231—37.
13. Über Kopf und Becher, Gürtel und Tasche der hl. Elisabeth. Ebd., 228—30.
14. Druck und Vertrieb der Werke Luthers. I. Die Jenaer Gesammtausgabe 1553—1570. Zeitschr. f. hist. Theol. 1862. 3, 456—69.
15. Aus dem Leben Johann Friedrichs des Großmüthigen während seiner Gefangenschaft. A. Aufenthalt in Augsburg 1547—1548. Wochenbl. d. Johann.-Ord.-Balley Brandenburg 1863. Nr. 4.
16. Eine fürstliche Hochzeit zu Weimar während des dreißigjährigen Krieges. Ebd. 1863. Nr. 49, 50.
17. Das Universitätsleben Jenas im 16. Jahrhundert. Ebd. 1863.
18. Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar. Westermanns Illustr. Monatshefte 1865. Februar.
19. Vorschlag eines Verfahrens zur Rettung defecter, durch Alter, Moder und Feuchtigkeit angegriffener Schriftstücke. Serapeum 26 (1865), 108—9.
20. Die Wurzener Fehde. Arch. f. sächs. Gesch. 4 (1866), 57—81.
21. Zur Geschichte des Weimarischen Gesangbuchs. Weimar. Zeitung 1868. Sept.

22. Otto Gericke als sächsischer Lehnsmann. Arch. f. sächs. Gesch. 6 (1868), 202—12.
23. Geheimmittel aus Kräutern zur Befreiung Johann Friedrichs des Großmüthigen aus der Gefangenschaft 1550. Arch. f. sächs. Gesch. 7 (1869), 332—34.
24. Über die Glaubwürdigkeit der Antwort Luthers: „Hie steh' ich, ich kann nicht ander, Gott helf mir, Amen." Theolog. Stud. u. Krit. 1869, 517—31.
25. Die Schlacht bei Mühlberg und der Proceß gegen den kurfürstlichen Kämmerer Hans von Ponickau. Arch. f. sächs. Gesch. 8 (1870), 49—62.
26. Goethes Verhältniß zu Philipp Seidel. Im neuen Reich 1871. 1, 277—87.
27. Das Tiefurter Journal. Literarhistorische Studie. Grenzboten 1871 II, 281—99.
28. Der Kanzler Friedrich von Müller bei Manzoni. Magaz. f. Literat. d. Auslandes 1871, 640—41.
29. Aus Weimars Culturgeschichte 1750—1800, 1800 bis 1832. Grenzboten 1871 I, 645, 701; 1872 III, 1—15, 53—68.
30. Die ältesten venetianischen Epigramme Goethes. Grenzboten 1872 IV, 274—77.
31. Anna Luise Karschin. Arch. f. Lit.-Gesch. 2 (1872), 501 bis 11.
32. Die Privilegirung der Werke Goethes, Schillers, Wielands und Herders. Grenzboten 1872 I, 161—70.
33. Zu Goethes Gedichten. Arch. f. Lit.-Gesch. 2 (1872), 511—19.
34. Die Belagerung von Leipzig 1547. Grenzboten 1873 II, 1—12.
35. Kritische Bemerkungen zu Goethes Biographie. 1. 2. Grenzboten 1873 II, 142—47, III, 1—24.
36. Im Kampfe gegen Frankreich 1792—93. Eine Quellenstudie. Grenzboten 1873 IV, 281—303.

37. Ein fürstlicher Mummenschanz in Weimar 1564. Zeitschr. f. Deutsche Kulturgesch. N. F. 2 (1873), 306—9.
38. Nickel von Sack zu Geilsdorf als Reformationsdichter 1539 und 1540. Arch. f. sächs. Gesch. 11 (1873), 325—26.
39. Das tolle Jahr in Erfurt und seine Folgen 1509—23. Arch. f. sächs. Gesch. 12 (1894), 337—426.
40. Zu den von Dr. K. Menzel veröffentlichten 3 Neustädter Melanchthon-Briefen. Ebd., 430—32.
41. Amalia (Anna Amalia), Herzogin von Sachsen-Weimar. Allg. Dtsch. Biogr. 1 (1875), 386—87.
42. Auch, J. A., Hofmechanicus in Weimar. Ebd. 634.
43. Blomberg, Hugo von, Maler und Dichter. Allg. Dtsch. Biogr. 2 (1875), 719—20.
44. Das Jacobibier (Jacobistärke). Arch. f. sächs. Gesch. N. F. 1 (1875), 93.
45. Anton Sommer, der Volksdichter Thüringens. Grenzboten 1875 I, 333—44.
46. Zur Enthüllung des Herzog Carl August-Denkmals in Weimar. Beilage z. Dtsch. Reichs-Anzeiger u. s. w. Nr. 35 v. 3. Sept. 1875.
47. Der Anfall Eisenachs an Weimar im Jahre 1741. Culturbild. Grenzboten 1876 I, 481—95.
48. Brau, Friedr. Alexander, Schriftsteller. Allg. Dtsch. Biogr. 3 (1876), 234—35.
49. Breitenbauch, Georg C. von, Schriftsteller. Ebd., 290.
50. Carpov, Jakob, Theolog, Philosoph, Lehrer. Allg. Dtsch. Biogr. 4 (1876), 8—9.
51. Constantin, Friedr. Ferdinand, Herzog von Sachsen-Weimar. Ebd. 451—52.
52. Coudray, Clemens Wenceslaus, Oberbaudirector. Ebd. 533—34.
53. Ein Rescript Ernst Augusts von Sachsen-Weimar. Grenzboten 1876 III, 120.

54. Über Archivneubau und Einrichtungen. Archival. Zeitschr. 1 (1876), 200–209.
55. Johann Friedrichs d. M. betriebene Anwartschaft auf die anhaltischen Lande 1561. Arch. f. sächs. Gesch. N. F. 3 (1877), 188–92.
56. Carl Friedrich Wilhelm Aue. Weimar. Zeitung 1. Juli 1877, Nr. 151, 2. Blatt, Sonntagsbeilage.
57. Aus Schellings Leben. Allg. Zeitung 1877.
58. Kulturhistorische Bilder aus den Weimarischen Landtagen 1700–1747. Grenzboten 1877 II, 81–96.
59. Eckendahl, Daniel Georg von. Allg. Dtsch. Biogr. 5 (1877), 785.
60. Eckermann, Joh. Peter. Ebd., 613–14.
61. Emminghaus, Gustav, Vorstand der Weimarischen Staatsarchive. Ebd., 6 (1877), 88–89.
62. Facius, Friedr. Wilhelm, Hofmedailleur. Ebd., 530–31.
63. Die Pest in Thüringen im 16.–18. Jahrhundert. 1, 2. Corresp.-Blätter d. allg. ärztl. Vereins von Thüringen 1877, Nr. 10 (20. Oct.), 237–44 und 1879, Nr. 3 (20. März), 88–94.
64. Deutsche Reichszustände im 16. Jahrhundert. Grenzboten 1877 IV, 231–35.
65. Abriß der Geschichte des S. Ernestinischen Gesammtarchivs in Weimar. Archival. Zeitschr. 3 (1878), 80–109.
66. Goethes Stellung zur Jenaer Literaturzeitung. Grenzboten 1874 IV, 150–56.
67. Goethes Vota gegen landsmannschaftliche Verbindungen in Jena. Grenzboten 1878 III, 401–7.
68. Die Lage der Weimarischen Staatsarchive. Corresp.-Blatt d. dtsch. Archive 1 (1878), Nr. 8, 115–18 u. 127.
69. Zu den Archivreformen. Ebd., Nr. 2, 19–21.
70. Das Klingerhaus in Frankfurt a./M. Grenzboten 1879 IV, 67–71.

71. Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode. 1—3. Grenzboten 1879 I, 467—77, 511—21 und 1879 II, 55—64.
72. Künstlerisches im Weimarischen Gesammtarchive. Corresp.-Blatt d. dtsch. Archive 3 (1880), Nr. 6, 85—88.
73. Die Tintenfrage und die Fabrikate von Edu. Beyer in Chemnitz. Ebd., Nr. 1, 4—8.
74. Zu Goethes Gedichten. Goethe-Jahrbuch 1 (1880), 382 bis 384.
75. Neue Forschungen zu Luthers Leben. 1. Die Reise nach Schmalkalden 1537. 2. Luther in den Packschen Händeln 1528. Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. 3 (1882), 353—62, 585—600.
76. Urkundliches über den Besuch des Königs Ferdinand am Hofe des Herzogs Georg 1538, 18.—20. Mai. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 3 (1882), 240—44.
77. Aus den Tagen der Schlacht bei Jena. Ebd. 4 (1883), 137—38.
78. Goethes Werke auf der Weimarer Bühne 1775—1817. Goethe-Jahrbuch 4 (1883), 107—26.
79. Zur Correspondenz Luthers mit Erasmus von Rotterdam. Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. 4 (1883), 8—13.
80. Zur Geschichte der Theaterleitung Goethes. Grenzboten 1884 I, 68—77.
81. Aus den Weimarer Fourier-Büchern 1775—1784. Goethe-Jahrbuch 6 (1885), 148—66.
82. Jeanette Brossard. Ebd. 6, 353—54.
83. Das neue Archivgebäude in Weimar. Archival. Zeitschr. 11 (1886), 190—98.
84. Die Goethesche Filialbühne in Leipzig. Leipz. Zeitung. Wiss. Beilage 1886, Nr. 44.
85. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken. Das Gedicht Ilmenau. Goethe-Jahrbuch 7 (1886), 267—73.

86. Die Archiv-Geschäftsacten und der Shannon-Registrator. Archival. Zeitschr. 13 (1888), 266—70.
87. Herder und Goethe über die Mitwirkung der Schule beim Theater. Vierteljahrsschr. f. Lit.-Gesch. 1 (1888), 435—43.
88. Hofnachrichten über Herzog Georg und seinen Sohn Friedrich (1539). Neues Arch. f. sächs. Gesch 9 (1888), 137—39.
89. Über Goethes unbekannte Stadtwohnungen in Weimar. Goethe-Jahrbuch 9 (1888), 243—47.
90. Zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Ebd. 240 u. 364.
91. Aberglaube und Glaubensfestigkeit des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 10 (1889), 146—49.
92. Aus Alt-Weimar. Eine Reihe von 11 Aufsätzen, darunter 9 die Parkanlagen betreffend. Zeitung Deutschland 1889, Nr. 220 und 279 ff. bis 421.
93. Alte Baulichkeiten Weimars. 1. 2. Ebd., Nr. 226, 259.
94. Ein Weimarer Hans Faust. Vierteljahrsschr. f. Lit.-Gesch. 2 (1889), 573—75.
95. Goethes Filialbühnen des Weimarer Hoftheaters von 1791—1817. Allg. Zeitung 1889, Nr. 263—65.
96. Goethes Hoftheater in Halle 1811—1814. Leipz. Zeitung. Wiss. Beilage 1889, Nr. 106.
97. Luther in Möhra 1521. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 10 (1889), 330—34.
98. Neue Mitteilungen zur Correspondenz der Reformatoren. Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. 10 (1889), 430—34.
99. Luthers und des Kurfürsten von Sachsen Reise nach Koburg bezüglich Augsburg 1530. Ebd. 97—98.
100. Die Weimarer Stadtkirche. 1. 2. Deutschland 1889, Nr. 450, 484.
101. Zum Gedichte „Thal und Sonne“. Goethe-Jahrbuch 10 (1889), 235.

102. Aus dem Gemeindeleben Weimars vor 500 Jahren. Deutschland 1890, Nr. 47, 48.
103. Aus der ältern Statistik Weimars. Ebd., Nr. 152.
104. Die Befähigungsnachweise für den kgl. bayerischen Archivdienst. Allg. Zeitung 1890, Nr. 153; Beilage Nr. 128.
105. Dichter und Dichterhonorare am Weimarer Hoftheater während Goethes Leitung. Vierterjahrsschr. f. Lit.-Gesch. 3 (1890), 476—83.
106. Die ältesten Rechtsgewohnheiten Weimars. Zur Feier des 50 jährigen Bestehens des Rathauses. Deutschland 1891, Nr. 379, 380, 385.
107. Zum hundertjährigen Jubeltage des Weimarischen Hoftheaters am 7. Mai 1891. Über Land und Meer 1891.
108. Alt- und Neu-Weimar. Ebd. 1892, Nr. 52.
109. Doktor Eisenbart in Weimar. Deutschland 1892, Nr. 233, 234.
110. Die Münzen und Medaillen des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar, 1731—1748, mit 4 Lichtdrucktafeln. Blätter für Münzfreunde. Jhrg. 28 und 29 (1892, 1893), Nr. 182 ff.
111. Doktor Eisenbart. Dtsch. Zeitschr. f. Culturgesch. N. F. 3 (1893), 133—35.
112. Aus Weimars Culturgeschichte bis zum Jahre 1700. (Vortrag.) Gekürzt: Deutschland 1893, Nr. 50, 52—55.
113. Die ältesten Kirchen- und Schulvisitationen im östlichen Thüringen 1527. Theol. Stud. u. Krit. 1894, 773—82.
114. Luthers Wormser Rede in Spalatins Wiedergabe. Ebd. 151—56.
115. Sachsen-Weimar-Eisenach. Artikel in Brockhaus Conversations-Lexikon 1894.
116. Die Vermählung des Herzogs Johann von Sachsen 1. bis 5. März 1500. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 14 (1894), 283—98.
117. Ernst Ludwig Grosse. Euphorion 2 (1895), 330—44.

118. Das Weimarische Grundbuch. Jahrbücher f. Nat.-Ök. u. Statist. 3. Folge Bd. 10 (1895), 18—51.
119. Neue Mitteilungen über Harsdörfer. Allg. Zeitung 1895. Wiss. Beilage v. 16. November.
120. Die ältesten Adreßbücher Weimars 1838—55. Deutschland 1896, Nr. 255, 271.
121. Unbekannte Bibelinschriften der Reformationszeit. Theologische Stud. u. Krit. 1896, 351—55.
122. Luthers häusliche Verhältnisse. Ebd., 158—62.
123. Beschreibung der geleitlichen Annahme eines Fürsten an der thüringisch-hessischen Landesgrenze zu Vacha aus dem Jahre 1680. Zeitschr. f. Culturgesch. 4 (1897), 275—79.
124. Die Judenverfolgungen im Kurfürstenthum Sachsen. Theolog. Stud. u. Krit. 1897, 593—98.
125. Unsere Neujahrsablösungskarten. Deutschland 1897, Nr. 28.
126. Die Entstehung des Weimarischen Parkes 1778—1828. Mit 4 Tafeln u. 10 Illustrat. im Text in der Festschr. zum 80. Geburtstag des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen. Weimar 1898.
127. Lauf- und Begleitzettel vom Frankfurt-Eisenacher Kurs von 1659. Arch. f. Post u. Telegr. 24 (1898), 759 f.
128. Altes und Neues über Luthers Reisen. Zeitschr. f. Kirch.-Gesch. 19 (1899), 99—105.
129. Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar 1716 ff. Zeitschr. f. Culturgesch. 6 (1899), 110—29.
130. Lavater und Merck in Frankfurt u. s. w. im Juli 1782. Schriften des Freien deutschen Hochstifts 1900.

III.
Ausgaben und Quellenpublicationen.

131. Quellensammlung zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. 1 (mehr erschien nicht): Das funfft merckisch Buech des Churfuersten Albrecht Achilles. Jena 1857.
132. Dr. Martin Luthers Briefwechsel mit vielen unbekannten Briefen und unter vorzüglicher Berücksichtigung der De Wette'schen Ausgabe. Leipzig 1866.
133. Briefe der Herzogin Sibylla von Jülich-Cleve-Berg an ihren Gemahl Johann Friedrich den Großmüthigen, Churfürsten von Sachsen. Aus dem S. Ernestinischen Gesammtarchiv herausgegeben. Bonn o. J. (1868). [Auch in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bd. 5 (1868), 1 ff.].
134. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. 1. Aufl. Stuttgart 1869 (1870). 2. stark verm. Aufl. Ebd. 1898.
135. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode 1—3. Grenzboten 1870 IV, 421—33, 454—64, 498—507.
136. Vier Briefe von Goethes Mutter an Philipp Seidel. Ebd., 112—15.
137. Goethes Briefe an Philipp Seidel. Im neuen Reich 1871, 331—41, 428—34, 628—34.
138. Repertorium zu Wielands deutschem Merkur. Als Manuscript gedruckt. Weimar 1872.
139. Ein eigenhändiger Bericht des Herzogs Georg über seinen Fall beim Dresdner Schloßbau [1534] an den Churfürst Johann Friedrich. Arch. f. sächs. Gesch. 11 (1873), 428—29.
140. Klassische Findlinge. 1—7. Grenzboten 1873 III, 293 bis 99; 1873 IV, 78—80, 91—99; 1874 I, 201—9; 1874 III, 185—90, 263—74; 1875 I, 481—87.

141. Goethes Tagebuch 1777, 1778, 1779, 1780—82. Grenzboten 1874 II, 331—39, 454—59; 1874 III, 18—26; 1874 IV, 121—29.
142. Ein Brief von Carl Philipp Moritz an den Herzog Carl August. Grenzboten 1877 IV, 516—18.
143. Zwei ungedruckte Goethebriefe. Grenzboten 1877 III, 441—48.
144. Correspondenzblatt der deutschen Archive. Jahrgang 1—3 (Mai 1878—April 1881). Leipzig 1880. 1881.
145. Ungedruckte Goetheana. Grenzboten 1878 IV, 41—46.
146. Ungedruckte Goetheana in Angelegenheiten der Universität Jena. Ebd., 223—37.
147. Zwei ungedruckte Goethebriefe. Ebd. I, 359—60.
148. Systematische Inhaltsangaben historischer Zeitschriften. Heft 1: Archiv für sächsische Geschichte. Ältere Folge 1—12. [Auch im Corresp.-Blatt d. dtsch. Archive 1879, 184 ff., 204, 251.] Heft 2. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 1879.
149. Kleine Goethiana. 1. Grenzboten 1881 II, 287—89.
150. Ungedruckte Goethiana zur Theatergeschichte, Ebd. IV, 105—11.
151. Ein Brief des Magisters Thomas Münzer an den Rath der Stadt Neustadt a./O. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 3 (1882), 85—86.
152. Urkundenbuch der Stadt Arnstadt 704—1496. Herausgegeben Namens des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. (Thüringische Geschichtsquellen. N. F. 1.) Jena 1883.
153. Briefe Goethes. Goethe-Jahrbuch 6 (1885), 7, 15—17.
154. Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 1 (1885).
155. Briefwechsel zur Geschichte der Reformatoren. Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. 6 (1885), 545—48.

156. Regesten zur Geschichte der Stadt Weimar von 130 bis 1884. 1.—3. Theil. Halle a. d. S. 1884. 1885. [Theil 1 auch in Neue Mittheilungen a. d. Gebiete histor.-antiquar. Forschungen 16 (1883), 129 ff.]
157. Original-Mittheilungen zur Geschichte der Theaterleitung Goethes. [Zwölf Briefe und eine Rede.] Goethe-Jahrbuch 10 (1889), 106—16.
158. Goethes Tagebücher in der Weimarischen Ausgabe von Goethes Werken herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abtheilung III. Bd. 1 (1775—87), 1887; 2 (die Jahre 1791, 1793—1800), 1888; 3 (die Jahre 1801—4), 1889; 4 (die Jahre 1811, 1812), 1891; 5 (Jahr 1813), 1893; 11 (die Jahre 1827—28), 1900.
159. Briefe von und an Goethe. Goethe-Jahrbuch 11 (1890), 71, 73—76.
160. Zur Kenntniß der Goethe-Handschriften. Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd. 10—13. 1896 ff.
161. Aus dem Briefwechsel Georg Philipp Harsdörffers von 1647—1658. Nach den Akten der Fruchtbringenden Gesellschaft herausgegeben. In: Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden 1897.
162. Aus dem Briefwechsel Sigmund von Birkens und Georg Neumarks 1656—1669. Euphorion 4 (1897). 3. Erg.-Heft, 12—55.

---

163. Die Weimarer Landesfarben. Deutschland. 1885. Sept. 3.

Von Recensionen Burkhardts sind dem Verfasser 66 bekannt geworden. Sie finden sich im Literarischen Centralblatt (1865—80), in den Grenzboten (1871—77), der Weimarischen Zeitung (1882—93), endlich in der Allgemeinen Zeitung (1889) und betreffen historische, genealogische, heraldische, literarhistorische u. s. w. Schriften und Abhandlungen.

Sach- bez. Namens-Register.

